"Boches ... !"

Max Beer

Langens Kriegsbücher

Geschichten aus Deutschlands Kämpfen 1914

Neuntes Bändchen

Albert Langen Verlag München

Langens Kriegsbücher

Max Beer
„Boches...!"
Drei Geschichten aus Frankreich

Neuntes Bändchen

Albert Langen Verlag München

Inhalt

Der unsterblichen Seele des großen

Tartarin von Tarascon

sind die folgenden Geschichten gewidmet, die Spottgeschichten heißen müßten, wenn nicht eine von ihnen ganz unwillkürlich recht traurig geworden wäre.

Von Tartarin und seinen südfranzösischen Landsleuten sagte sein Schöpfer Daudet einige Worte, die des Nachdenkens wert sind.

„Es ist Zeit," erklärt er an einer Stelle seines Werkes, „daß wir uns endlich über den Ruf der Lügner, den die Südfranzosen bei den Nordfranzosen haben, aussprechen. Es gibt im Süden keine Lügner, weder in Marseille noch in Nîmes, weder in Toulouse noch in Tarascon. Der Südfranzose lügt nicht. Er irrt sich. Er sagt nicht immer die Wahrheit, aber er glaubt sie zu sagen ... Seine Lüge ist keine Lüge: es ist eine Art von Luftspiegelung."

Und unter dem hübschen Namen Spiegelung erzählt uns der große Daudet von der Lügenwelt, in der Tartarin und seine Landsleute leben.

Heute gibt es keine Nordfranzosen mehr. Heute ist Tarascon die Hauptstadt Frankreichs. Ob Süd-, ob Nordfranzosen, sie alle ... spiegeln.

Tartarin, dem Spiegler, sind die beiden Spottgeschichten vom Hippolythe Dupont und der Eugénie Moulinet gewidmet. Die dritte Geschichte, die traurige, gilt dem Jäger Tartarin, der auszog, um die Löwen des Atlas zu töten, und in einem armseligen kleinen Gemüsegarten eine armselige Eselin niederstreckte.

Aber das war auch eine Art der Spiegelung.

Die Tragödie des Hippolythe Dupont

Hippolythe Dupont würde außerhalb seines Vaterlandes ein Unbekannter bleiben, wenn ich es nicht als meine Pflicht und als eine Handlung hoher internationaler Gerechtigkeit erachtete, die Seelentragödie dieses stillen Helden auch der übrigen europäischen Öffentlichkeit zu vermitteln. Ich tue dies hiermit in dem Bewußtsein, ein sittliches Werk zu vollbringen. Ich würde es mein ganzes Leben lang als eine untilgbare Schande empfinden, wenn etwa dieser Weltkrieg vorübergehen könnte, ohne daß weiteste Kreise sich wenigstens eine halbe Stunde lang mit der Persönlichkeit und den Verdiensten Hippolythe Duponts befaßt hätten.

Dupont ist allerdings kein großer Heerführer gewesen und hat sich auch sonst nicht in den Schützengräben ausgezeichnet. Er gehört auch nicht zu jenen zahlreichen Franzosen, die ganz allein und unbewaffnet ein vollständiges deutsches Armeekorps gefangen nehmen. Er ist keine jener übermenschlichen Heldennaturen, die sich im deutschen Gefangenenlazarett den Kopf amputieren lassen und nachher ebenso stoisch wie trotzig ausrufen: „Vive l'Entente cordiale!" und „A bas les Boches!" Er hat nicht einmal, mit einem neutralen Paß ausgestattet, eine Reporterfahrt durch

Deutschland unternommen, und auch nicht als preußischer Generalstabsoffizier verkleidet den Deutschen Kaiser für den „Matin" interviewt. Diese lärmenden Taten hätten seinen Ruf, lieber Leser, längst zu dir getragen, und Hippolythe Dupont wäre nicht mehr der arme Unbekannte, der er ist, und ich hätte nicht das geringste Verdienst, dir den Wackeren vorzustellen. Nein, Hippolythe Dupont gehört nicht zu den Schreiern der Weltgeschichte. Sein Heldentum ist ein verinnerlichtes Heldentum. Es ist das Heldentum des schweigend duldenden Märtyrers, das Heldentum des Gedankens und der Empfindung, nicht der ganz gewöhnlichen rohen Tat. Mit einem Worte, damit ihr von vornherein klar seht: Hippolythe Dupont ist eines der tief beklagenswerten Opfer des Bombardements der Kathedrale von Reims. Nicht wahr, nun beginnt ihr zu ahnen, was es für ein Mann ist?

Nun möchte ich aber gleich für meine etwaigen französischen Leser vorausschicken, daß Dupont keineswegs der bedauernswerte Erbauer der berühmten Kathedrale ist. Nein, liebe Freunde. Er hat sie ebensowenig erbaut wie sein Nachbar zur Rechten, Marius Bonnet, der Grünhöker in Nummer 37 der Rue de la Montagne Sainte Geneviève, oder sein Nachbar zur Linken, Médéric Baradel, der Marchand d'habit, zu deutsch Kleiderhöker, in Nummer 33 derselben Straße. Wie käme auch ein „Bistro" oder Schankwirt, wie ihr sagt, dazu, die Kathedrale von Reims erbaut zu haben? Denn ein Bistro war Hippolythe

Dupont, das muß ich sagen, ein ganz gewöhnlicher, schmieriger, schmerbäuchiger, kleiner, rotnasiger Schankwirt, ehemaliger Holz- und Kohlenhändler aus der Auvergne, und nun Besitzer des „Kaninchentöters", wie er seine enge Kneipe zu Ehren der trefflichen Kaninchenragouts, die Frau Dupont jeden Dienstag und Freitag kunstfertig herstellte, benannt hatte. Und er wohnte 35, Rue de la Montagne Sainte Geneviève, im fünften Arrondissement, an der Peripherie des heiligen Quartier Latin, in der Gralsstadt Paris, der die deutsche Taube, wie ihr wißt, einen gewissen Weltruf verschaffte.

Das war Hippolythe Dupont.

Damals, wißt ihr, als „Frankreichs Interessen", wie der große Viviani meinte, die Franzosen noch nicht zum Kreuzzug gegen die Boches gezwungen hatten und das fünfte Arrondissement mit seiner ganzen trikoloren Umgebung von den Pyrenäen bis zum Wasgau noch den Schlaf des Gerechten schlief, trank ich so manchen wärmenden Schnaps bei Hippolythe Dupont. „Eine kleine Mominette? Einen bitteren Picon? Eine hübsche Grüne?" Und behäbig drehte der brave Mann sich um seine Achse, langte unter den zahlreichen grünen, blauen, roten, gelben Flaschen — wahren Apothekerflaschen — den Labetrunk herunter, goß mir andachtsvoll ein Glas, goß auch sich eins ein und sagte: „Nun würfeln wir, wer zahlt!", würfelte, gewann — denn er würfelte immer alleine — und erklärte betrübt: „Sie haben verloren! Aber ich gebe Ihnen

Revanche!" — das war damals die einzige Revanche, die ihn begeisterte —, langte noch einmal die Giftflasche herunter, goß ein, würfelte wieder und gewann auch wieder. Es war ein braver Mann, der alte Vater Dupont.

Nach dem Mittagessen, regelmäßig den ganzen lieben Nachmittag, spielte er mit Marius Bonnet oder Médéric Baradel seine Partie Jaquet*) oder mit den beiden und dem Cireur de Bottes, dem Stiefelputzer Roubelot von der Ecke der Rue de la Montane Sainte Geneviève und der Place Maubert eine Manille*) nach der anderen. „Du mogelst! Nom de Dieu, du mogelst!" schrie er dann den einen oder anderen an. „Der Herr" — der Herr war ich — „wird beschwören, daß du mogelst." Ich beschwor. Und der Mogler mußte eine Runde Giftgläserchen auffahren lassen. Zufrieden schleppte Frau Dupont sie heran. Während Hippolythe spielte, bediente die Madame. Die war noch dicker als der Mann und sah ihm auch im übrigen ähnlich. Denn sie hatte eine rote Nase und einen Schnurrbart und spielte Würfel und trank ihr Gläschen. Kurz, es waren recht brave und nette Leute.

Nun müßt ihr nicht glauben, daß sich das Leben Hippolythe Duponts in Friedenszeiten auf diese harmlose Geschäftsbetätigung und diese süßen Zerstreuungen beschränkt hätte. Dupont stand nämlich mitten

---

*) Ein beliebtes Kombinationsspiel aus Dame und Würfel.

**) Kartenspiel.

im politischen Leben. Er hatte zwar keinen Ehrgeiz, aber trotz aller Bequemlichkeit und aller weisheitsvollen Genügsamkeit konnte der wackere Mann sich nicht seinen Berufs- und Standespflichten entziehen. Noblesse oblige, das wißt ihr. Und da, wie ihr auch wißt, die Politik in Frankreich ein Liebesverhältnis mit dem Schnapswirt hat, bei ihm sorgsam und zärtlich von einem kleinen Gläschen zum anderen kleinen Gläschen großgepäppelt wird, stand also Hippolythe Dupont mitten im politischen Leben. Seit fast dreißig Jahren waltete er seines Amtes als Bistro. Er hatte also einen bedeutenden Anteil an der Politik seines Vaterlandes in den letzten dreißig Jahren und an den „Wahlrunden", die seit dreißig Jahren in der dritten Republik vertrunken worden waren. Er war eine Stütze der sozialradikalen Gruppe des fünften Arrondissements. Alle Kandidaten zur Deputiertenkammer dieses Bezirkes, ob sie gewählt worden waren oder ob sie durchfielen, hatten u. a. auch ihre Wähler bei Hippolythe Dupont traktiert. Und Hippolythe Dupont hatte sogar noch nach den letzten Kammerwahlen vor dem Kriege den „Poireau", den landwirtschaftlichen Verdienstorden, bekommen. Wahrscheinlich, weil er im Schlafzimmer seiner kleinen Wohnung, hinten im Hofe bei der Kneipe, am Fenster einen Blumentopf mit Schnittlauch stehen hatte. Die Republik belohnt auch das kleinste Verdienst.

Über seine Wahltätigkeit erzählte Dupont oft in wehmütig empfindsamen Stunden, in der Polizeistunde,

meine ich, in angeregter und gerührter Weise: „Ja, hier, mein Herr, wo Sie jetzt stehen und einen Schnaps heruntergießen — wollen Sie übrigens nicht noch einen? — hier hat der große Deputierte Toqué so manchen Schnaps getrunken, wenn er seine Wahltournee machte. Hier haben wir so oft die Calotte*) verprügelt. Ja, ja, und ich sage Ihnen, Toqué wird noch einmal Präsident der Republik, das sollen Sie sehen! Das sollen Sie noch sehen. Ich, Dupont, sage Ihnen das!“ — Und das war kein Größenwahn, beileibe. Dupont war ein liebenswürdiger, bescheidener Mensch. Er sagte nicht mehr, als er vor seiner unsterblichen Seele verantworten durfte, nicht mehr, als jeder Bistro Frankreichs und Navarras sagen durfte. Jeder Bistro hatte seinen Deputierten, nicht wahr? Jeder Bistro hatte also an seinem schmierigen Zinktisch einen künftigen Präsidenten der Republik. Das ist wahr! Auch Herr Poincaré ist nicht als Präsident der Republik auf die Welt gekommen. Auch er mußte als Deputierter, ja als Kandidat anfangen. Und als solcher mußte er bei den Bistros seines Wahlkreises Schnaps trinken und trinken lassen. Es gibt in dieser feierlichen Stunde in den Ostdepartements Frankreichs sicher manchen gerührten und geschwollenen Bistro, der ergriffen lallt: „Ja, ja, an dieser Stelle stand einstmals Herr Raymond Poincaré und trank eine Mominette und dann noch eine Grüne. Von hier ist seine Macht ausgegangen.

*) Schimpfname für die Klerikalen

Sie stehen, mein Herr, auf historischem Boden. Das ist wahr!" — Ich will durchaus nicht den französischen Zaren mit diesen geschichtlichen Erinnerungen bei seinen hochmütigeren Kollegen in Petersburg, London, Tokio, Cetinje und Belgrad oder Kragejatsch oder Nisch — ich weiß es wirklich nicht — bloßstellen. Aber es ist nun einmal so. Und ich erwähne das nur, damit Sie meinen Hippolythe Dupont, dessen Schuld es wahrlich nicht ist, wenn Poincaré nur in der Provinz, nicht aber im fünften Pariser Arrondissement gewählt wurde, nicht ungerechterweise verachten.

Was die eigenen politischen Anschauungen unseres Helden betrifft, so glaube ich genug gesagt zu haben, wenn ich mitteilte, daß er dem sozialradikalen Komitee angehörte. Ich kann zwar nicht beschwören, daß er nicht ebensogut dem nationalistisch-klerikalen Komitee angehören konnte, aber die Konkurrenzfrage — Clabourets Weinausschank Nummer 96 der Rue de la Montagne Sainte Geneviève war schon seit bald vierzig Jahren stramm reaktionär — hatte es nun einmal so mit sich gebracht, daß Dupont stramm sozialradikal war. Auf jeden Fall aber war Hippolythe Dupont ein Mann, der, wenn er sich einmal für eine Sache entschied, ihr unentwegt treu blieb. Er war das verkörperte Parteiprogramm geworden. Er schloß kaum einen richtigen Satz, ohne seinen Catospruch aufzusagen: „Nieder mit der Calotte! Die Pfaffen sind dran schuld!" Er war ein großer Mangeur de Curé, ein Pfaffenfresser, wie man in der barbarischen

Sprache sagen würde. Zu den heiligsten Erinnerungen Hippolythe Duponts gehörten die Inventaraufnahmen und die damit verbundenen Straßenkämpfe, als die Trennung zwischen Staat und Kirche durchgeführt wurde. Er hatte eigenhändig eine alte Schnapsflasche auf das Portal der kleinen Bezirkskirche geworfen. Es war ein großer Triumph, als er dabei eine alte kleine Heiligenfigur kaput schmiß und seine Parteigenossen ihn jubelnd auf die Schultern hoben. Amadée Lafaillite, der Champagneragent, der jährlich dem guten Dupont sechs halbe Flaschen aufschwatzte und oft bei ihm seinen Absynth trank, wandte damals auf den Besitzer des Kaninchentöters die heldenmütigen Worte an, die der große Viviani in einer seiner großen Reden auf sich selbst gemünzt hatte: „Ich habe die letzten Lichter am Himmel ausgelöscht." Dupont war sehr stolz darauf, das auch getan zu haben, und blinzelte befriedigt auf den zerrissenen Gasglühlichtstrumpf seiner Kneipe, der trübselig die grünen, gelben, roten und blauen Schnapsflaschen des wackeren Bistro anfunkelte und nun das einzige Licht war, das noch in der Rue de la Montagne Sainte Geneviève in Betracht kam.

Ohne die politischen Ideale Hippolythe Duponts damit herabsetzen zu wollen, muß ich doch als gewissenhafter Chronist hinzufügen, daß jener sozialradikale Kreuzzug gegen die kleine Gemeindekirche im Fünften sich nur mit Mühe neben einer anderen herzlichen Erinnerung in dem roten dicken Schädel des lie-

benswürdigen Bistros behaupten konnte. Diese zweite Erinnerung galt der Aufführung des Bombenerfolges „Le phonographe du Cocu", zu deutsch: „Der Phonograph des Hahnreis" im Théâtre Cluny. O, welch wonnevolle Erinnerung! Das Théâtre Cluny ist ein kleines, dreckiges Theater auf dem Boulevard Saint Germain, ein paar Schritte vom „Kaninchentöter" entfernt. Es ist das Bayreuth des fünften Arrondissements. Hippolythe hing seit Jahren hinter seinen trüben Spiegelscheiben die Theaterzettel des Kunsttempels aus. Dafür ward ihm dann und wann ein Freibillett für zwei Personen, das seine Frau, die dicke Madame Dupont, gemeinsam mit der alten Moulinet, der Hausmeisterin — man muß sich gut stehen mit der Hausmeisterin, siehe Polizeistunde! — benutzte. Nun war die Moulinet niedergekommen, obschon sie nicht mehr „in den Jahren" und obendrein Witwe war. Aber sie begründete den Fall mit der Trauer um den längst verschiedenen Unvergeßlichen. Sie hatte sich immer vorgeworfen, ihm keinen Erben geschenkt zu haben. Das wollte sie nun pietätvoll nachholen. Die Rue de la Montagne Sainte Geneviève bewunderte, wie es sich gebührte, die treue Gesinnung und war gespannt auf die Ähnlichkeit. Also, wie gesagt, die Moulinet kam in die Wochen und mußte auf Cluny verzichten. Da geschah das Außerordentliche: Eines Abends erschien Hippolythe Dupont zum ersten Male seit Menschengedenken nicht in Hemdsärmeln in seiner Kneipe. Er hatte einen schwarzen Rock an! Den bür-

2*

stete er wohl zehnmal mit Liebe und nach allen Richtungen, stülpte den Beerdigungszylinder auf, nahm sein Weib, das die Gelbseidene über dem Busen zugeknöpft hatte, an den Arm, überließ den „Kaninchentöter" mit der ganzen Apotheke dem „Extra"*) und trat aufgeregt, ängstlich, mit schwindelndem Kopfe die Reise an, über den Boulevard St. Germain, eben links um die Ecke, zum Théâtre Cluny. Was soll ich Ihnen sagen? Fouchtra! Fouchtra!**) Jahrelang sprach Hippolythe Dupont noch von dem „Phonographe du Cocu". „Fouchtra! Fouchtra! Mein Lieber," erzählte er, „einen Phonograph hatte sich der Hahnrei unters Bett machen lassen. Der spielte: ‚Viens poupoule' und das ‚Gebet der Jungfrau' und die ‚Sambre et Meuse', ich sage dir, der spielte gut! Der spielte aber nur, wenn die Frau des Kerls zu Bett ging mit dem Apotheker oder dem Baron oder dem Leutnant oder dem Millionär! O la la, das sah man auf der Bühne, das große Bett und dann die Leute drin und dann der Phonograph, o la, la, die Musik! Das war ein Trick von dem Hahnrei. So wußte er, was die Alte für Zicken machte und hatte doch wenigstens ein bißchen Musik davon. Ach, ich sag dir, Bonnet, nein, ich schwör dir, Baradel, das mußte gesehen haben, das mußte gesehen haben!" Der „Phonographe du Cocu" blieb eine köstliche Erinnerung, denn er war obendrein noch das einzige Stück, das Dupont je sah.

*) Aushilfskellner.

**) Fluch und Ausruf der Leute aus der Auvergne.

Denn bald wurde die Moulinet von einem kräftigen Knaben entbunden und nahm wieder ihren gewohnten Platz im Theater Cluny ein.

* * *

So verging das Leben Hippolythe Duponts in eitel Freude und Lust: in gesunder politischer Tätigkeit, in gesundem Kunstgenuß. Und Politik und Kunst, wie auch Würfel- und Kartenspiel wurden mit den niedlichen kleinen gelben, roten, blauen und grünen Gläsern begossen. Dupont wurde dicker und seine Nase röter. Kurz, er war ein glücklicher Mensch.

So wäre er auch in Frieden und beschaulichem Genuß gestorben, seine beiden großen Erinnerungen im Herzen, noch eine Grüne an den Lippen, betrauert von Madame Dupont und geehrt von der Rue de la Montagne Sainte Geneviève und schließlich vergessen, wie wir alle, wenn nicht die Boches ihren alten Plan, Frankreich und das fünfte Arrondissement zu vernichten, im Hochsommer des Jahres 1914 wahr gemacht hätten. Großmäulig, wie die Boches nun einmal sind, warteten sie ganze vierundvierzig Jahre, bis sie hinreichend Feinde beisammen hatten, damit sich die Sache auch lohne. Es ist die Tragödie Hippolythe Duponts, daß er gerade Wirt im „Kaninchentöter“ und überhaupt auf der Welt war, als die Boches ihren Weltkrieg gegen das Fünfte ins Werk setzten. Auf jeden Fall war Dupont an dem Kriege unschuldig, eine Tatsache, auf die, wie ihr wißt, der große Viviani sich berief, als er die Unschuld seiner Regierung nachwies.

Denn Dupont hatte sich, wie wir sahen, immer nur mit der inneren Politik beschäftigt, die grande politique — damit meinte er die äußere — war ihm immer als eine brenzlige Sache erschienen. Kam man auf dieses Thema zu sprechen, so pflegte er zu sagen: „Schuster, bleib bei deinem Leisten. Toqué und die Engländer werden die Sache schon machen." Das hinderte ihn natürlich nicht, vaterländisch zu empfinden. Sobald er nur von einem elsässischen Konkurrenten hörte, der sich im Viertel als Schnapswirt niedergelassen hatte, da schimpfte er ihn „Sale Boche" und „Sauerkrautmann" und bedrohte ihn mit dem Revanchekrieg.

So war es nur natürlich, daß Hippolythe, als der Bochekrieg ausbrach, nichts dagegen einzuwenden hatte, daß man den Boches einmal gehörig heimleuchtete, wenn es ihm auch zuerst etwas Mühe kostete, sich mit der geistigen Seite der Angelegenheit auseinanderzusetzen. Zuerst blieb er dabei: „Nieder die Calotte! Die Pfaffen sind dran schuld!" Dann störte es ihn in seiner primitiven, von keinerlei Staatskunst angekränkelten Logik, daß einmal die große Überzahl der Bochegegner mit den Feinden unbedingt fertig werde, dann aber wieder die Boches doch eigensinnig und auf eigene Faust allen diesen Gegnern den Krieg erklärt hatten! Aber Médéric Baradel half ihm mit einer sehr guten Erklärung aus: „Ja, siehste," sagte er, „die Boches sind eben genau so dumm, wie sie frech sind. Das ist mal ihr Pech. So liegt die Sache." Diese

Erklärung genügte dem Bistro vollständig. Und wie in den großen Fragen, so schickte er sich auch in anerkennenswerter Weise in die kleinen Dinge.

Denn wie andere Weltstriche, so hatte auch das Fünfte dem Kriege seinen Tribut zu zollen. Aber jedes Übel hat auch sein Gutes. Blieb so mancher Kunde fort, so mußte auch mancher Bistro unter die Fahnen. Und was das schönste war: die elsässischen Kneipen wurden geschlossen und unter Sequester gestellt. „Vive le Gouvernement!" rief Dupont. Zudem blieb der Kern seiner Kundschaft ihm treu. Das waren alles alte Knaben wie er. Sie kamen sogar noch häufiger als bisher. Denn der Kaninchentöter hatte dank seiner guten Beziehungen zu den Sergots*) des Fünften trotz aller Verbote den Absynthvertrieb uneingeschränkt fortsetzen können! Jaquet- und Kartenspiel wollten die Herren allerdings nur in ganz neuer Anwendung benutzen. Es bot ihnen die unentbehrlichen Elemente zum Ausbau der Schützengräbenlinien, der Schlachtfelder und strategischen Punkte, die nun die kleinen Tische vor dem Zink erfüllten. Baradel und Bonnet und auch der gute Roubelot, der weniger denn je Stiefel putzte, standen den Herren Joffre und Millerand, so gut es ging, zur Seite. Dupont selbst fand keinen Gefallen an diesen „neuen Spielen". Er blieb hinter seinem Zink und würfelte für sich alleine. Er folgte zwar dem Zug der Zeit, malte sein Kneipenschild um und machte aus dem „Kaninchentöter" einen „Bochetöter". Aber im

*) Spottname für die Schutzleute.

übrigen verhielt er sich passiv. Er blieb bei seinem Wahlspruch: „Toqué und die Engländer werden das Ding schon drehen."

Auch die übrigen Wandlungen im Pariser Leben ließen ihn kühl. Er hatte in Friedenszeiten immer viele „Sidis", die algerischen und marokkanischen Teppich- und Nougathändler, die von der Montagne Sainte Geneviève aus den Boul' Mich'*) bestrichen, zu seinen Schnapskunden gezählt und wacker den Geboten des Propheten untreu gemacht. Turkos, Senegalneger und andere farbige Bundesbrüder verblüfften ihn daher nicht. Die protzigen Engländer kamen überhaupt nur selten in seine Bude. Zwei-, dreimal waren die „Anglisch" zu ihm gekommen. Da hatte er sich schwer geärgert. Sie hatten über seine Giftpullen geschimpft und Whisky verlangt. Beinahe wäre es zu einer Prügelei gekommen. Bei dieser Gelegenheit hatte Dupont sogar den rebellischen Gedanken geäußert, daß es blöde wäre, sich über den Einfall der Boches zu ärgern und dann wieder die „Anglisch" ins Land zu setzen.

Méderic, dessen Mutterwitz wir schon bewundern konnten, begegnete diesem Schmollen mit der bekannten Lehre von dem geringeren Übel und befestigte damit wieder Duponts Vertrauen in seine Verbündeten.

Was nun gar die kriegerischen Ereignisse anging, so blieb Hippolythe Dupont kühl bis ans Herz hinan. Die Begeisterung für die Belgier konnte er erst mitmachen, nachdem die herkömmliche Verachtung, die

*) Boulevard Saint-Michel.

der „Parigot"*) für den Belgier yegt, durch die Berichte über die deutschen Greuel gemildert worden war. Die Niederlagen seines eigenen Vaterlandes erfuhr er natürlich nicht. Der plötzliche Anmarsch der Boches auf Paris, der sogar Bonnet und Baradel in heftigste Furcht stürzte, beunruhigte ihn zwar. Aber er faßte sich um so schneller, je angstvoller und verzweifelter seine bessere Hälfte sich gebärdete. Die wollte durchaus das verehrte Staatsoberhaupt auf seiner Erholungsreise in den Süden begleiten. Dafür aber war Dupont nicht zu haben. „Wenn die Boches kommen," so sagte er ihr unter vier Augen, „dann male ich ein neues Kneipenschild. Dann schreib ich drauf: ‚Zum saftigen Sauerkraut'. Das wird schon gehen." Die dicke Dupont schwor, sie würde nie Sauerkraut kochen. Aber Dupont ließ sich nicht verblüffen, spielte Würfel, trank Schnaps und vertraute weiter auf Toqué und auch auf die „Anglisch".

Da: ja, da bombardierten die Boches die Kathedrale von Reims.

Ihr wißt, wie die Boches die Kathedrale von Reims bombardiert haben.

Sie stellten alle ihre 42 Zentimeter auf dem großen Platz vor der Kathedrale auf, die Schlünde auf das Bauwerk gerichtet. Hinter den Mörsern nahmen Aufstellung, hoch zu Roß: der Käsäär, der Croonprönß und sämtliche deutschen Großfürsten und Präfekten. Ringsherum stand das deutsche Heer und sang die

*) Pariser.

Wacht am Rhein. Der Käsäär, mit wehendem Federbusch, den Schnurrbart aufgebügelt, ließ die letzte Strophe verklingen. Dann kommandierte er: „Feuer!" Und die Mörser gaben Feuer. Ein gewaltiges Bumm — Bumm — Bumm — Bumm — Bumm — Bumm erfüllte die Luft, und in einem großen tragischen Krachen brach die Kathedrale von Reims zusammen. Jetzt sang das ganze deutsche Heer: Nun danket alle Gott! und zog dann im Parademarsch an den hohen Herrschaften vorbei. Diese aber vereinigten sich zu einem großen Champagnergelage, um den Sieg zu feiern. Eine einzige Mauer war von der Kathedrale stehen geblieben. Hier brachte man ein Schild an: „Man spricht deutsch!" Es war die letzte Mauer, die noch in ganz Reims stand. Man hatte sie bewahrt. Wo hätten denn sonst die Boches die kleinen Kinder füsilieren sollen?

Ihr müßt es schon entschuldigen, wenn ich in dieser, der schönen Literatur zugehörigen Arbeit einen so ausführlichen Ausflug in das Gebiet der exakten Geschichtsforschung mache. Aber wie soll man sonst die Tragödie Hippolythe Duponts verstehen? Das Bombardement der Kathedrale war ein Bombardement der gemächlichen und beschaulichen Seele Duponts. Das ehrwürdige Gebäude seiner in Jahrzehnten gefestigten Bistrogemütlichkeit erlitt das Schicksal des Reimser Prachtbaues, den die Deutschen für ihre Schießübungen ausersehen hatten. Dupont war gleichsam auch eine Kathedrale. Er fiel in Trümmer.

* * *

Warum ist mein Konzeptpapier nicht ein zarter lichtempfindlicher Film? Warum mein Federhalter nicht die geschwinde Kurbel des Kintopps? Auf daß ich Bild für Bild, Augenblick für Augenblick den Zusammenbruch der großen Seele festhalten könnte? So vermag ich nur in rohen Skizzen die Größe und den Niedergang Hippolythe Duponts zu zeichnen. So schauet denn her und öffnet Augen und Herzen:

Also:

Hippolythe Dupont stand in Hemdsärmeln hinter dem Zink und goß sich und dem Liebhaber der Moulinet — seitdem der Selige noch im Grabe Stiefvater geworden, verkehrte der junge Mann im Hause — einen Absynth ein, goß behutsam das Wasser über den Zuckerlöffel, rührte den Brei und trank und schlückelte, und trank und schmatzte, und war ein Bild der Ruhe und der Glückseligkeit.

Da trat Médéric ein, Médéric Baradel, mit einem finsteren Gesicht.

„Das mußte kommen!“ sagte er und warf sich in einen Stuhl.

Hippolythe fragte: „Eine Grüne?“

„Das mußte kommen. Das war das letzte,“ sagte Médéric.

„Bist du meschugge?“ fragte jetzt Dupont.

„O, die Boches! Die Boches! Sacré nom de Dieu! Die Boches!“ ächzte Médéric. Aus seinen Augen lief Wasser.

„Was ist denn los?“ meinte Dupont endlich. „Sind

sie wieder mal auf unsre Kriegslisten reingefallen und vorwärtsmarschiert?"

„Quatsch nicht," sagte Médéric. Er schwieg einen Augenblick lang. Dann stand er feierlich auf. Er entfaltete den „Matin". Er stellte sich mitten in die Kneipe, gerade unter den Glühstrumpf. Und er sprach: „Dupont, hör zu. Sie haben uns die Alsace und die Lorraine geklaut. Haben sie das?"

„Ja," sagte Dupont, „das haben sie."

„Sie haben uns Belgien geklaut. Haben sie das? Sag es selbst! Haben sie das?"

„Stimmt," bestätigte der Bistro, „das haben sie auch gemacht."

„Schön! Dann haben sie Krieg gemacht und haben auf uns losgeschossen! Ist das richtig oder nicht?"

„Ist vollständig richtig, Médéric, jedes Wort ist richtig!"

„Du sagst es selbst. Siehste, du sagst es selbst. Sie haben uns alles geklaut. Alles, sag ich dir, alles. Gut." Médéric machte eine Kunstpause, holte tief Atem und fuhr fort: „Eins blieb uns aber noch, ein herrliches Gut. Das blieb uns, jawohl. Das war unser. Daran ergötzten wir Auge und Herz, nicht wahr?"

Hippolythe stierte ihn etwas dämlich an.

Aber feierlich fuhr Médéric fort: „Ja, uns blieb — sag selbst, was uns blieb! Uns blieb, Hippolythe, die Kathedrale von Reims! Die blieb uns. Ist das so oder nicht?"

Dupont sah ihn an und antwortete: „Ja." Er hätte ebenso gut sagen können: „Eine Grüne?" Er hatte keine Ahnung, was er sagte und was der andere sagte.

„Nun, Dupont, mein armer, guter Dupont. Die Kathedrale von Reims, das einzige, das uns die Banditen ließen, sie ist nicht mehr." Pause. Und dann: „Die Boches haben sie zerstört!"

„Was haben sie?" fragte Dupont.

Médéric stand da wie weiland Jeremias an den Trümmern der Kathedrale von Jerusalem. „Ja, Dupont, das haste dir nicht träumen lassen, mein guter Dupont. Das haben sie auch noch gemacht. Zerstört haben sie sie, die Kathedrale, kaputt geschossen und aufgebrannt!"

Ich muß auch diesmal der Wahrheit die Ehre geben. Dupont machte in diesem entscheidenden Augenblicke nicht das Gesicht, mit dem er vor den künftigen Geschlechtern stehen sollte. Nichts ließ noch in ihm vermuten, daß er und die Kathedrale eins waren. Wie wir alle in den Augenblicken, in denen unser ganzes Sein in den tiefsten Gründen umgewälzt wird, so stand auch er zunächst der gewaltigen Revolution in seinem Innern hilflos gegenüber. Ich habe einmal einen Herrn gesehen, der die Treppe seines Hauses hinunterfiel, vom vierten Stock bis zum Erdgeschoß, und der, als man unten vor der Haustür seine Gliedmaßen aufsammelte, nur diese Worte sprach: „Sagen Sie, ist mein Zylinderhut mit heruntergefallen?" —

So auch Hippolythe Dupont. Er sah Médéric an. Führte sein Glas Absynth an den Mund und sagte ruhig: „Prosit!“ Dann schwieg er. Erst als Médéric in unverändert finsterer Haltung, den Prophetenfinger drohend zum Glühstrumpf erhoben, einen mißbilligenden Blick auf ihn warf, fügte er vorsichtig hinzu: „In Reims, sagste? Was machte denn das Dings, die... die Kathedrale in Reims? Warum ist sie nicht mit nach Bordeaux gegangen?“

Wußte Hippolythe Dupont, was eine Kathedrale ist? Ich habe das nie bestimmt erfahren können. Später, als sein ganzes Leben ein Leben für die Kathedrale wurde, da wußte er das wohl. Aber damals, als die Kathedrale erhaben, aus allen ihren feurigen Brandwunden blutend, in sein bescheidenes Leben trat, da, so glaube ich, hatte er auch nicht den blassesten Dunst. Wir dürften ihm das nicht übelnehmen. Ich kannte einen französischen Deputierten, der fragte während der Londoner Balkankonferenz: „Schön, die Serben wollen einen Hafen! Warum aber gibt man dann nicht auch den anderen Balkanvölkern, den Böhmen z. B., einen Hafen? Das würde erst die Österreicher ärgern.“ Nun, Hippolythe war kein Deputierter. Er war nur ein gewöhnlicher Wähler und eine Komiteesäule. Und die Kathedrale von Reims lag nicht im Fünften.

Wir wollen es ihm auch nicht übelnehmen, daß er, nachdem ihm volle Gewißheit über den klerikalen Charakter einer Kathedrale geworden, zunächst ausrief:

„Nieder mit der Calotte! Die Pfaffen sind dran schuld!“ Man machte ihm klar, daß die Reimser Kirche nicht war wie die Kirche im Fünften. Die Reimser Kirche war eine laiische Kirche. Das war eine sozialradikale Kirche. Das war eine ganz andere Sache. Hippolythe verstand das zwar nicht sofort, aber das war auch gar nicht nötig. Denn das Erlebnis mit der Kathedrale von Reims war kein Erlebnis des Verstandes. Es war ein Erlebnis des Gemütes. Und außerdem erfuhr er, daß auch die Engländer, die alle radikal und sozial sind und laiisch und längst die Calotte aus ihrem Lande herausgeworfen haben — Vive les Anglais! — wahnsinnig um die Kathedrale von Reims weinten. Und er ließ sich schließlich von Méderic Baradel in die Protestversammlung des Fünften mitschleppen, und da hörte er seinen Toqué, Sie wissen, den Toqué, der am Zink bei Hippolythe so manche Runde bezahlt hatte, mit erhobenen Händen und ebenso erhobener Stimme rufen und schreien: „Die Kathedrale von Reims! Unser Heiligtum! Rache für die Kathedrale von Reims!“ Und also erwachte in Hippolythe Dupont, dem sanften, dicken, verträglichen Hippolythe Dupont, mit elementarer Gewalt ein neuer Dupont: Dupont der Mann, Dupont der Rächer, Dupont der Ritter der Kathedrale von Reims.

War es eben das Geheimnis, das in Duponts Seele die Kathedrale und die Bedeutung des Boche-Verbrechens umgab, das so Gewaltiges in ihm bewirkte? War es die Märchenlogik des Paradoxes, daß Dupont,

der Bilderstürmer, der seinen höchsten Triumph in der Schnapsflaschenbegegnung mit dem Heiligen der Gemeindekirche gefeiert hatte, der seine höchste ästhetische Erschütterung im „Phonographe du Cocu“ gefunden, nun aus seiner unvaterländischen Gleichgültigkeit hervortrat, weil der Boche ein Gebäude mißhandelt hatte, das Kirche war und Kunstwerk zugleich? Wie dem auch sei: Hippolythe Dupont, nachdem er einmal aus dem ersten Dämmerstadium herausgetreten war, hatte eine neue Seele und ein neues Leben erworben. Er lebte nur noch der Kathedrale von Reims. Das tägliche Gespräch, das nun beredt und flammend Dupont selbst unter den Absynthstrategen anregte, belebte und leitete, galt einzig und alleine der Kathedrale von Reims. Er trank keinen roten Schnaps, ohne zu brüllen: „Nieder mit den Boches!“ Er trank keinen gelben Schnaps, ohne zu wüten: „Sie müssen sie wieder rausgeben, die Kathedrale, wie die Alsace und die Lorraine, genau so, und ohne Plebiszit!“ Er trank keinen grünen Schnaps, ohne zu toben: „Es lebe die republikanische, soziale und laiische Kathedrale von Reims!“ Er hatte die Löcher seiner Tapeten mit den authentischen Bildern aus den illustrierten Zeitungen beklebt, den Bildern, die einen gräßlichen Stumpf darstellten, mit lauter Wolken, Dampf, Feuer und anderen Naturgewalten herum. Dazwischen hatte er die offiziellen Berichte angebracht über die Feststellungen unparteiischer Persönlichkeiten, des Präsidenten der Republik und der Deputierten, die alle

weinend aus der Trauerstadt wiederkehrten und schluchzten: „Sie ist futsch! Die ganze Kathedrale ist futsch!" Auch der Bericht Toqués hing an der Wand, gleich unter der Apotheke. Denn der große Toqué hatte die nationale Wallfahrt nach Reims mitgemacht. Er war wiedergekommen, hatte einen zweiten Protestvortrag gehalten und mit denselben flammenden Worten, die er früher der „reaktionären" Regierung und der Calotte an den Kopf geworfen, den teuflischen Frevel gebrandmarkt, den die Boches („Pfui! Hu, hu!"), an dem erhabenen Symbol eines naiven, aber schönen Glaubens („Heiterkeit"), in dem gewissermaßen auch das Parteiprogramm wurzelt („Hört, hört!"), an ganz Frankreich und namentlich an der kunstsinnigen Wählerschaft des Viertels der Sainte Geneviève begangen hatten! („Vive Toqué!") Alle diese Dokumente hatte Dupont auf der Tapete gesammelt. Ja, er hatte noch mehr getan. Er selbst, der Wirt, man denke, er, den bisher nichts schmerzlicher gekränkt hatte, als wenn übelberatene Gäste die Wände des gewissen Ortchens mit Inschriften verzierten, er selbst schrieb mit einem großen Stück Kohle einen gewaltigen Satz an die Wand dieses Ortchens, einen Satz, sage ich euch, der ein ganzes Programm war, ein Bannfluch, ein Menetekel gegen die Hunnen und ihren Attilla.

Hippolythe Dupont beschränkte seinen leidenschaftlichen Zorn nicht auf solche äußeren Kundgebungen. Bis in sein innerstes, geheimstes, persönliches Leben

wirkte die Gemeinsamkeit mit der hingerichteten Kathedrale. Er träumte von ihr! Er sah sie nachts in Flammen aufgehen! Und sein erstes Wort, wenn er morgens erwachte, lautete: „Ah, die Salauds!“ In die kleinsten Tagessorgen mengte er das treuinnige Gedenken an die Verstorbene. Wenn die dicke Frau Dupont einen Teller zerbrach und darüber jammerte und flennte, dann war es ihm ein Bedürfnis, bitter auszurufen: „Siehste, du weinst um so 'nen Teller, der kaputt ist. Und die Salauds haben 'ne ganze Kathedrale kaputt gemacht, was soviel wert war wie tausend solche Teller!“ Die Umrechnung der Kathedrale in Teller wurde ihm dann zum Born neuen Jammers, neuen Zornes: „O! Fünfzig Milliarden müssen sie zahlen, hundert und noch mehr Milliarden, die Saligauds!“

Die gute Kathedrale fehlte ihm von morgens bis abends. „Weißte noch,“ pflegte er manchen Satz zu beginnen, wenn er von einem etwas zurückliegenden Ereignis seines Kreises sprach, „damals, als ‚sie‘ noch nicht verbrannt war“... Und dann nahm seine Stimme einen wehmütigen Klang an, und er wischte sich mit dem Hemdsärmel über das Auge. Oder, wenn Madame Dupont ihm am Dienstag oder Freitag eines ihrer berühmten Kaninchenragouts vorsetzte, dann blickte er wohl nach den ersten bedächtigen Bissen mutlos auf Messer und Gabel, die trauernd in Schwebe blieben, und seufzte: „Seitdem ich ‚sie‘ nicht mehr habe, will mir auch gar nichts mehr schmecken!“ Frau

Dupont nahm allmählich das Heldentum des Gatten an. Und so saßen die Eheleute oft da und sprachen in kurzen, schmerzlichen Andeutungen von der Kathedrale, so mitten in ihren kleinen Geschäften, als wenn sie ihr Kind gewesen wäre, ein kleines verstorbenes Kind, dessen Lachen und Tollen im Hause fehlt.

So gestaltete sich das Lokal „Der Bochetöter" zu einen Tempel pietätvollen Gedenkens und einer Schule vaterländischer Energie. Und Hippolythe Dupont war der Hohepriester und der Rektor. Und so hatte er den gewöhnlichen Grimm seiner Freunde, wie Médéric, überflügelt. Er hatte sich einen Mantel unversöhnlicher Wut gegen die Boches und unüberwindlichen Schmerzes um ihr Opfer eingewickelt. Mit einem Worte: Hippolythe Dupont, mein braver, alter, dicker Dupont, konnte nicht mehr leben ohne die Kathedrale von Reims.

Duponts Kunden blieben für diese Trauer nicht unempfänglich. Alle Welt war bald davon überzeugt, daß Hippolythe Dupont in besonders zarten Beziehungen zu dem Opfer der Boches gestanden hatte, daß er ein besonderes Anrecht auf Trauer und Wut besaß. Die ganze Sache wurde schließlich sprichwörtlich. Wenn im Viertel irgendeine Gemüsefrau morgens auf dem Markte seufzte: „Du lieber Gott, wenn sie doch endlich Frieden machen würden!" dann kam es wohl vor, daß irgendein finster blickender Bürger mit tiefer Stimme ihr übers Maul fuhr und, den Finger nach der Rue de la Montagne Sainte Geneviève ausge-

3*

streckt, donnerte: „Und Dupont, und Hippolythe Dupont? Vergessen Sie, daß sie ihm die Kathedrale angezündet haben?“ Und beschämt schwieg dann das friedenslüsterne Weib. Die Kathedrale von Reims war die Kathedrale des dicken Hippolythe Dupont geworden. War es ein Wunder, daß er und jedermann nun davon überzeugt waren, er habe das gotische Wunderwerk ganz intim in allen Einzelheiten gekannt? „Erinnerst du dich noch, Alte,“ sagte er beim Morgenschnaps, indem er auf die Abbildungen der Zeitungsausschnitte blickte, „wie hübsch, wie propper und nett sie war, als die sacré nom de Dieu-Boches noch nicht über sie hergefallen waren?“ Beinahe hätte er gesagt: „Erinnerst du dich noch, wie nett sie in ihrem rosa Sonntagskleid aussah, und wie hübsch sie mit den Zöpfen baumelte, wenn sie über die Straße lief, und beim Bäcker Chalumeau für einen Fünfer Semmel holte?“ Niemand hätte sich gewundert, wenn er das gesagt hätte. Geschah es doch häufig, wenn irgendein Gast des Bochetöters klagte: „Ich glaube, mein Sohn ist gefallen, ich hab keine Nachricht, entsetzlich!“, daß Dupont ihn mit einem schlichten, aber tiefen Blick ansah, als wenn er sagen wollte: „Was soll ich dann erst sagen, und meine Kathedrale?“ Geschah es doch, daß die Feinfühligen und Wohlerzogenen unter den Stammgästen es zuweilen vermieden, in Duponts Gegenwart von der Verstorbenen zu sprechen, um den Familienschmerz nicht immer wieder anzustacheln, und daß gewisse Rohlinge wieder sagten:

„Der Dupont könnte uns mit seinen Privatangelegenheiten endlich doch in Ruhe lassen, wir haben auch unsere Sorgen!“

* * *

Nun, liebe Leser, sehe ich auf euren Lippen die erstaunte Frage: „Schön! Aber wo ist die Tragödie? — Der Dupont ward ein leidender und zürnender Held. Aber ein Opfer, ein Märtyrer usw., wieso?“ In eurer unsachlichen Parteinahme für die Boches, liebe Leser, denkt ihr vielleicht sogar: „Die Boches haben dem Mann nur Gutes getan. Aus einem stumpfsinnigen, kleinen Bistro haben sie einen Schwärmer, einen Erleuchteten gemacht. Sie haben dem Mann, der nur durch seine Schnäpse berühmt war, zu einer nationalen Gebärde verholfen. Sie haben in sein dickes Gehirn einen Funken gesetzt. Sie haben dem kinderlosen Ehepaar Dupont die Freuden der Zärtlichkeit gelehrt.“

Gut, ich will nicht mit euch streiten. Bis jetzt mögt ihr recht haben. Wenn die Boches sich eben damit begnügt hätten! Aber, diese... na, ich will es euch zusammenhängend berichten, ehe wir über den traurigen Fall Dupont weiterreden. Und dann wollen wir sehen, wer recht hat.

Erinnert ihr euch noch an den Champagneragenten Amadée Lafaillite? Der Mann hatte sich seit dem Kriege nicht mehr in der Rue da la Montagne Sainte Geneviève sehen lassen. Wer wollte auch jetzt noch bei Dupont Champagner trinken? Na, kurz und gut, eines Tages stand er plötzlich wieder vor dem Zink

des „Bochetöters“. Er hatte bei dem Durcheinander in Reims wohl besonders geschickt und vorteilhaft einen Posten Champagnerpullen erworben, die er nun auf eigene Faust verkaufte. Er war verblüfft über die veränderte Haltung des alten Dupont. Und nun entspann sich folgendes Gespräch:

Lafaillite: „Mensch, wie siehste aus? Was machste für ein großartiges Gesicht?“

Médéric (beschwörend dazwischen fahrend): „Laß ihn in Ruhe. Entweihe nicht seinen Schmerz.“

Lafaillite: „Schmerz! Nanu? Is die Olle tot?“

Dupont: „Du weißt, wie ich Madame Dupont gern habe (er sagte Madame!). Aber ich wäre Manns genug, mich zu beherrschen, wenn der Himmel sie mir nähme.“

Lafaillite: „Nom de Dieu! Der Himmel? Was haste denn getrunken, Dupont, altes Haus?“

Marius: „Lafaillite, halt den Schnabel. Spotte nicht. Weißte denn nicht, daß sie ihm seine Kathedrale totgeschossen haben. Du warst doch da oben.“

Lafaillite: „Seine, was seine?“

Dupont (groß und bescheiden): „Meine Kathedrale. Madame Dupont leidet übrigens ebenso darunter wie ich. Aber ich werde sie rächen. Sacré nom de Dieu! Ich werde sie rächen!“

Hier muß ich das Stenogramm der Debatte abbrechen. Denn zunächst trat eine Pause ein. Lafaillite sah sich einen nach dem anderen an, tippte auf

seine Stirne und schwieg. Er spülte eine Grüne herunter und sprach dann von seinem Champagner: „Kaufste welchen und wieviel Pullen?"

„Gib nur her, sechs," sagte Dupont. „Aber die bleiben im Keller bis zu dem Tag, an dem wir sie wieder haben, die Kathedrale."

Lafaillite kannte nur zwei Menschengattungen: Frauen und Kunden. Diesen beiden aber, das wußte er, darf man nicht widersprechen. Er widersprach also nicht. Doch es währte nicht lange, da redeten Dupont, dem sein Eheweib zu Hilfe kam, und die Stammgäste soviel von dem Heroentum Duponts und dem ihm zugefügten Leid, daß Lafaillite die Sache allmählich begriff: „Junge, Junge," sagte er. „Wenn das dich drückt! Das haste doch nicht nötig!"

„Das hab' ich nicht nötig!" entrüstete sich Dupont. „Du redest wie ein Boche."

Die Beschimpfung wirkte nicht sonderlich auf Lafaillite. Aber er antwortete nicht sofort. Er sah, daß Dupont aufrichtigen Kummer hatte. Lafaillite war ein guter Kerl. So trat er an den Zink heran, warf einen schnellen Blick auf die anderen Gifttrinker und raunte leise zu Dupont hinüber: „Alter Panscher, ich möcht dir mal zwei Worte unter vier Augen sagen."

Duponts durch die ruhmreiche Verinnerlichung seines Seelenlebens geschärfter Intellekt begriff sogleich, daß es sich diesmal nicht um den Champagner- und Weinhandel drehte. Er fühlte ohne weiteres, daß Lafaillite geradewegs in sein geprüftes Herz hineingriff.

„Na, dann trinken wir mal einen im Salon!“ antwortete er.

Der „Salon“ des „Bochetöters“ bestand in der hinteren, durch eine niedrige Bretterwand abgetrennten Ecke des Lokals. Er diente als Cabinet particulier für die seltenen Kokotten, die hier ab und zu mit „Freunden“ speisten, mit denen man nicht gut in anderen Lokalen speisen konnte, oder auch, in Friedenszeiten, als Eßzimmer für einige arme Studenten, die bei Mutter Dupont futterten. In diesem Salon nun ließen sich Dupont und Lafaillite nieder. „Eine Flasche vom alten Roten!“ trompetete der Bistro zu seiner Gattin hinüber.

Als der rote Saft in den Gläsern stand, hub folgendes Zwiegespräch an:

Dupont: „Also raus mit der Sprache, Alter.“

Lafaillite: „Machste dir wirklich so 'nen Kummer wegen des Dingsda in Reims?“

Dupont reckte sich beleidigt auf: „Eine Frage!“

Lafaillite: „Schön. Dann gib mir mal dein Ehrenwort, daß das, was ich dir sage, unter uns bleibt.“

Dupont: „Nanu? Da haste das Ehrenwort.“

Lafaillite erhob sich halb vom Stuhle, schielte um die Wand herum, um sich zu vergewissern, daß auch niemand horche, beugte sich zu Dupont hinüber, legte die Hand an den Mund und flüsterte: „Ich hab' sie doch gesehen, nicht? Sie ist gar nicht kaputt. Sie ist nie kaputt gewesen! So.“

Befriedigt setzte er sich wieder und fügte hinzu: „Ich hab' dein Ehrenwort. Die Sache bleibt unter uns."

Dupont saß unbeweglich auf seinem Stuhle. Sein Gesicht war regungslos und steif. Eine Gipsmaske, sage ich euch. Dann fuhr er zusammen. Der Kopf ward knallrot. Der ganze Dupont war noch einmal so dick als bisher. Mit der Faust schlug er krachend auf den Tisch: „Du lügst, du Schwein," brüllte er. „Du lügst! O, du Boche!"

Jenseits der Bretterwand wurde man unruhig.

„Halt doch das Maul, altes Kamel," raunte Lafaillite. Eine Pause. Dann Dupont mit stierem Blick: „Warum lügste denn?"

Lafaillite bemühte sich: „Ich lüg doch nicht. Alle Welt in Reims weiß das doch. So ein paar Kugeln von den Boches sind in das Dach geflogen. Abgekriegt wird sie wohl was haben. Aber weißte, so in der Art wie die anderen Kirchen auch. Die ‚gens du monde' nennen das: antik. Einige sagen, das hat sie immer schon gehabt. Na, sie sieht immer noch so aus wie früher. Sie is sogar noch hübscher geworden. Die Unsern haben doch Kanonen drauf und Signale und lauter solches Zeug. Ich sag dir, das ist die erste nützliche Kirche, die ich gesehen hab. Ne richtige laiische Kirche. Vive la République!" Er nahm einen Schluck.

Dupont stierte ihn immer noch an.

„Das stimmt nicht. Das stimmt nicht. Das kann

doch gar nich stimmen. Die Boches haben sie doch abgebrannt. Das siehste doch auf den Bildern."

Lafaillite wurde jetzt ärgerlich: „Dupont, glaub', was du willst. Ich erzähl dir das aus Freundschaft und weil du mir die sechs Pullen abgenommen hast. Aber ich bin ein Kamel, Gefängnis zu riskieren, und du schimpfst noch."

Dupont versuchte zu denken. Er klammerte sich an diesen neuen Gedanken: „Gefängnis? Wieso Gefängnis?"

„Na," sagte Lafaillite, „das ist doch beinahe Spionage, wenn ich dir das erzähle. Die Kathedrale ist heil und gesund. Aber das soll doch ein militärisches Geheimnis bleiben."

Duponts Gehirn sank in einen tiefen Sumpf.

„Selbstverständlich," fuhr Lafaillite fort, „die Kathedrale ist doch von den Unsern mobilisiert worden. Verstehste das denn nicht? Da darf man doch nicht wissen, was sie macht. Das ist das Geheimnis. Nu laß mich in Ruhe. Prosit. Und Mundhalten!"

Er erhob sich und verließ den „Salon". „Ich hab' ihn nur ein wenig getröstet," sagte er. „Er soll sich keinen Kummer mehr machen wegen des Dings da."

Aber Médéric und Marius entgegneten stolz: „Der läßt sich nicht trösten."

Die Boches sind keine großen Psychologen. Werdet ihr es kapieren, daß Dupont in der Tat keineswegs getröstet war? Ich gebe zu, auch ich kapiere es nicht

ganz. Aber es ist nun einmal so: Von der Stunde an, da Hippolythe mit Lafaillite im Salon einen alten Roten getrunken, war es mit seiner Herrlichkeit vorbei. In den ersten Stunden nach der Eröffnung beteiligte er sich bereits nicht mehr an den kriegerischen Gesprächen der Freunde. Er stand stumpfsinnig hinter seinem Zink und sah die Zeitungsbilder auf der Wand an, eines nach dem anderen. Dann las er die offiziellen Feststellungen und die Anekdote vom Präsidenten der Republik, der aufs tiefste bewegt die Trümmer nach Reliquien absuchte. Dann wieder blickte er unverwandt auf die Reproduktion eines Prachtgemäldes, die er erst in diesen Tagen angeklebt hatte: „Die verbündeten Staatsoberhäupter vor den Trümmern der Kathedrale." Durch sein Hirn hüpften die großen Sätze des Deputierten Toqué. Er stand da wie ein Narr. Er dachte und dachte angestrengt und krampfhaft, unaufhörlich und beharrlich. Ab und zu zog ein heller Blitz durch seinen Schädel. Dann murmelte er: „Militärgeheimnis." Schließlich aber hub er an zu lachen, ganz idiotisch zu lachen, mit einem kichernden, meckernden, tropfenweise aus irgendeinem verborgenen Hohlraum seines ungeheuren Körpers hervorgluckſenden Lachen. Die Trinker und seine Frau schauten ihn verwundert an. Er aber achtete ihrer nicht. Er stand da, kichernd, denkend, starrend, und fühlte nur, wie er immer mehr in ein tiefes Dunkel glitt.

Es währte nicht lange, da wußte es die ganze Montagne Sainte Geneviève. Hippolythe Dupont war

maboul geworden, zu deutsch: er war meschugge. Es war ja harmlos. Aber der Arme war doch zu bedauern. Denn Hippolythe trank nicht mehr. Hippolythe spielte nicht mehr. Er sprach auch kaum mehr und verließ endgültig seinen Platz hinter dem Zink. Er saß in einer Ecke vor einem vollen Glas, das er nie an die Lippen führte, und starrte auf die Bilder an der Wand. „Man hat ihm die Lebenslüge genommen,“ hätten kluge Leute noch vor zehn Jahren gesagt, und vor zwanzig Jahren und mehr: „Er hat das Bildnis von Sais entschleiert.“ — Médéric äußerte sich über den Fall bedeutend einfacher: „Das Unglück hat ihn im Kopf verrückt gemacht.“ Diese Sache ärgerte die Stammgäste zunächst, und der gute Dupont kam ihnen ein bißchen ekelhaft vor. Bald aber wurden sie überwältigt von der Seelengröße dieses Mannes, dessen gesunder Menschenverstand das furchtbare Boche-Verbrechen nicht fassen wollte und es nicht überlebt hatte. Wenn sie in die Kneipe traten, hinter derem Schanktisch die nun noch männlichere Madame Dupont stand, schauten sie ehrfurchtsvoll auf den Zusammengebrochenen. Und sie sparten nicht mit römerhaften Reden. Sie sorgten für die Verbreitung des ruhmreichen Falles. Die Zeitungen wurden von der Gloire nationale in der Rue de la Montagne Sainte Geneviève verständigt, und bald wurden Médéric Baradel, Marius Bonnet, auch Roubelot, Madame Dupont und selbstverständlich die gute Moulinet ausgefragt und hatten jedes ihr Bild im illustrierten Sup-

plement des „Petit Parisien". Nichts war rührender als die Aussage der Hausmeisterin. „Ja, mein Herr," hatte sie zu dem Reporter gesagt, „ja, mein Herr, Hippolythe Dupont ist ein Mieter, auf den ich bis an mein seliges Ende stolz sein werde." Und sie hatte geweint. „Geehrt von seinen Mitbürgern, geliebt von seiner Hausmeisterin, zusammengebrochen an der Schandtat der Boches!", das war der Titel, unter dem die Pariser Presse das Wrack des einstigen Bistro in der Rue de la Montagne Sainte Geneviève, Nummer 35, feierte.

Der arme Hippolythe wußte nichts von alledem. Er lebte in einer anderen Welt. „In einer besseren," sagte ein berühmtes „Membre de l'Académie Française" in der nächsten Sitzung der fünf Akademien. Und er fügte hinzu mit der ganzen Autorität seiner Wissenschaft: „Meine Herren Akademiker! Der große Dupont ist kein geisteskranker Mann. Er ist kein gebrochener Mann. Er ist ein bombardierter Mann!" Das geistreiche Wort hatte viel Glück. Es wurde über die Meere gekabelt und gewann der Sache der Verbündeten neue Freunde.

So viel Ruhm aber war noch nicht genug. Die Legende, die höchste Lohnerin unsterblicher Taten, bemächtigte sich des Falles Dupont. Ich schenke Legenden nicht viel Glauben. Aber diese möchte ich doch verzeichnen, so wie sie die Schulbücher zu Nutz und Frommen der französischen Jugend schildern: „Im Herbst des Jahres 1914 wollten die Barbaren die

Kathedrale von Reims bombardieren, weil diese auf den dreimaligen Befehl: „Hände hoch!' nicht die Hände hochgehalten hatte. Konnte sie das? Nein, liebe Kinder, das konnte sie nicht. Aber die Barbaren scherten sich nicht darum. Sie richteten ihre mörderischen Geschütze auf das Bauwerk. Da trat aus dem Kirchenportal ein herrlicher Mann hervor. Seine Augen strahlten, und seine Stirne leuchtete. Mit großer Gebärde gebot er den wutheulenden Barbaren Schweigen. Gleich der Heiligen Genoveva, deren besonderer Schützling er gewesen, trat er den Zerstörern entgegen. „Haltet ein," so rief er machtvoll. „Achtet dieses Wahrzeichen!" Die Boches taten nichts dergleichen. Da rief er mit starker, weithin schallender Stimme: „So schießt, Barbaren, aber der Weg zu dem Heiligtum geht über meine Leiche." Die Barbaren schossen. Aus tausend Wunden blutend brach der Held zusammen. Aber, o Wunder! Unversehrt stand hinter dem Gefallenen der herrliche Dom. Der Held hatte alle Kugeln aufgefangen! Ein Grauen packte die Boches. Hastig warfen sie sich auf ihre Pferde und flohen von dannen. So kommt es, liebe Kinder, daß die Kathedrale von Reims heute noch steht."

Sie steht also?

Ja, es scheint, daß sie noch steht! Aber ich bitte euch, zieht daraus keine voreiligen Schlüsse zur Entlastung der Boches. Keine Übertreibungen! Ich gehe zwar nicht so weit wie die Legende, aber wenn ich mich an die Tatsachen halte, und nur die sind maß-

gebend, dann sehe ich noch lange keinen Grund, warum ihr damit prahlt, daß die Kathedrale noch steht.

Eine Bochesache ist die ganze Sache deshalb doch, nicht wahr? Die Kathedrale steht? Schön! Aber Dupont, steht der auch? Aha! Da liegt der Hase im Pfeffer. Haben die Boches etwa nicht ihre 42er anfahren lassen, hä? Und hat der Käsäär etwa nicht „Feuer" kommandiert, hä? Und hat man nicht Feuer gegeben, hä? Eine Kathedrale kaputtschießen! Mon Dieu, als wenn man sich darüber aufgeregt hätte. Das kann jeden Tag passieren. Nein, man hat vorbeigeschossen. Direkt und haarscharf vorbeigeschossen. Und wohin hat man geschossen? O, sie zielen gut, die Boches: ins fünfte Arrondissement hinein hat man geschossen! Zum „Bochetöter" hinein! Und mitten in den dicken, roten, gutmütigen, dumpfen Kopf des unschuldigen Hippolythe Dupont hinein! Das ist die Sache. Man hat ihm den Kopf verrückt geschossen. Was hatte der arme Dupont den Boches getan? Er war ein unschuldiger, dicker, etwas beschränkter, trinkfester Bistro. Und sie haben ihn in den dicken, harmlosen Schädel geschossen.

Ich meine, die Sache ist jetzt klar.

Und das, meine lieben Leser, das ist die Tragödie des Hippolythe Dupont.

Eugénies Mißgeschick

Die Boches haben Eugénie Moulinet vergewaltigt.

Das ist eine Tatsache.

Vier Rechnungsräte der Republik und zwei Pariser Rechtsanwälte haben die offizielle Untersuchung über den traurigen Fall geleitet, und die „Imprimerie Nationale" hat einen dicken Bericht darüber veröffentlicht. Der Bericht ist in allen neutralen Ländern zu haben und leistet der Sache der Zivilisation wertvolle Dienste. Ich weiß nicht, welche Dienste er der Eugénie Moulinet leistet. Sie ist berühmt geworden. Das genügt ihr vielleicht. Und wir wollen ihr auch nicht zürnen, wenn sie darüber hochmütig ward, daß von New-York bis Frisko und von Romanshorn bis Genf kein Gassenbub und kein Sennhirt mehr daran zweifelt, daß Eugénie Moulinet von den Boches vergewaltigt worden ist. Der Hochmut Eugénies ist um so begreiflicher, als der Bericht mit den Worten schließt: „Es ist unmöglich, die Vergewaltigung Eunénie Moulinets nur den rohen Instinkten ihrer individuellen Peiniger zuzuschreiben. Die Vergewaltigung der Eugénie Moulinet ist ein Kollektivakt. Sie ist die logische Verwirklichung der Theorien des Generals von Bernhardi." Wir werden uns also nicht dar-

4*

über wundern dürfen, wenn Frankreich gleichzeitig mit seiner 50-Milliarden-Entschädigungsforderung die Alimentationsklage für Eugénie Moulinet an die bedauernswerte Familie des Generals richten wird.

Der Fall der Eugénie Moulinet ist auf diese Weise in ein höheres Gebiet übertragen und gleichsam mit den großen Weltereignissen eng verquickt worden. Das hindert leider nicht, daß, ehe er in die Akten der offiziellen Welt fiel, er gewissermaßen, wenn ich so sagen darf — die Sache ist sehr heikel —, auch eine natürliche Seite hatte. Diese natürliche Seite möchte ich, soweit das möglich ist, zur Ergänzung des offiziellen Berichtes heranziehen. Ich werde versuchen, das so schicklich wie möglich zu machen und Eugénie Moulinet so wenig wie möglich zu kompromittieren.

Denn ich kenne Eugénie Moulinet. Ich kenne sie aus der Zeit, da sie zwei Wochen in Paris zubrachte, bei ihrer Tante, der Hausmeisterin Marie Paulette Moulinet, Nummer 35 der Rue de la Montagne Sainte Geneviève. Damals war sie noch ein braunhaariges dummes Ding von achtzehn Jahren. Sie hatte rote Pausbacken, eine Stumpfnase und ihre ganze Unschuld. Sie war die richtige Nichte vom Lande, und die alte Moulinet war auf die junge Moulinet ebenso stolz, wie die junge Moulinet auf die alte Moulinet. Als Eugénie nach zwei Wochen „Paris" in ihr Nest zurückkehrte, besaß sie ein neues rotes Sonntagskleid und einen neuen grünen Sonntagshut und ein Paar neue gelbe Sammetschuhe und ein Paar

neue lila durchbrochene Strümpfe. Sie sah damit beinahe ebenso pariserisch aus wie ihre Tante, die Hausmeisterin, und rechtfertigte vollauf die Bewunderung, die sie am ersten Sonntag nach ihrer Heimkehr in der Ferté-Malin hervorrief.

Ich muß hier gleich zur Ehre Eugénies feststellen, daß sie ihre Unschuld übrigens auch noch besaß, und zwar tatsächlich in demselben tadellosen Zustande, in dem sie sie mit nach Paris genommen hatte. Doch müssen wir dabei den feinsinnigen Unterschied der Bochesprache zwischen „objektiv" und „subjektiv" heranziehen. Objektiv war in der Tat die Unschuld dieselbe. Aber subjektiv? Da lag der Fall so, daß Eugénie vor der Reise nach Paris ihr köstliches Gut unbewußt besessen hatte, während sie jetzt genau wußte, was sie besaß, und über diesen Besitz sehr hochmütig war. Hochmut aber kommt vor dem Fall. Eugénie fiel.

Wie fiel Eugénie?

Der Bericht der vier Rechnungsräte und der beiden Advokaten geht offenbar von der Voraussetzung aus, daß Eugénie Moulinet ohne den Boche-Krieg nie gefallen wäre. Diese Frage ist sehr schwer zu entscheiden. Ich begnüge mich mit dem Hinweis auf die Erfahrung. Die Erfahrung lehrt, daß ähnliche Fälle wie der Fall Eugénie Moulinets uns auch in den noch wohlerinnerlichen Zeiten, da wir unser Dasein ohne kriegerische Erregungen fristeten, in Betrübnis setzten. Aber um der Kommission einen Gefallen zu

tun, will ich annehmen, daß Eugénie ohne den Boche-Krieg als alte Jungfer gestorben wäre. Ich lasse die Frage offen, ob ich damit auch Eugénie Moulinet einen Gefallen tue.

Als Eugénie Moulinet in die Ferté-Malin heimkehrte, brachte ihr Vater, der dort als Witwer und Schuhmacher wirkte, sie in das „Grand Café de la Ferté-Malin": als Kochmamsell, Kellnerin, Mädchen für alles und Erzieherin der unmündigen Kinder des Wirtspaares, Monsieur und Madame Vacherin. Das Grand Café verfügte über eine Kneipe für die „kleinen Leute", eine „Honoratiorenstube", vier Hotelzimmer und einige Stallräumlichkeiten. Das war allerhand für die Ferté-Malin. In diesen neuen Wirkungskreis trat Eugénie ein, ausgestattet mit dem Glorienschein ihrer beiden Wochen „Paris". Sie fühlte sich dort vom ersten Tage an von dem warmen Hauche allgemeiner Zuneigung umgeben. Monsieur Vacherin kniff sie in die Wangen und erklärte ihr, daß er es gut mit ihr meine. Madame Vacherin klopfte ihr auf den Magen und sagte, sie möge nur schön brav bleiben. Sie meinte es offenbar noch besser mit ihr. Und die Gäste, die der allgemeinen Kneipe und die des Honoratiorenstübchens, waren erst recht entzückt. Sie nannten Eugénie nur die „Pariserin" und waren stolz darauf, von ihr bedient zu werden. Eugénie hatte sich wahrlich nicht zu beklagen.

Es war nicht ihre Schuld, daß der Boche-Krieg ausbrach! Der Kommissionsbericht, der später aus-

drücklich diesen Punkt hervorhob, sprach hierin nur die volle Wahrheit. Es war auch nicht ihre Schuld, daß sie den Boche-Krieg zuerst mit unverhohlener Befriedigung aufnahm. Sie war zwar eine gute Patriotin wie alle Ferté-Malinesen, aber ernstlich böse konnte sie den Boches nicht sein. Denn dankte sie es nicht ihnen, daß nun von morgens bis abends die wackeren Piou-Pious durch die Ferté-Malin zogen, hier Quartier nahmen und das ganze Grand Café, Zimmer und Stall, mit ihrem vielfarbenen Treiben füllten? Die übrigen Leute im Orte erklärten zwar, die Truppen wären gegen die Boches geschickt worden. Eugénie aber wußte es besser: sie waren zu ihr geschickt worden.

So fiel Eugénie Moulinet.

Sidi-ben-Bimbam, der Turkokorporal, dem später der „Eclair de Ferté-Malin" einen Leitartikel widmete, in dem es hieß: „Er war bei jedem Sturmangriff der erste!", legte im „Grand Café" den Grundstein zu diesem guten Rufe. Eugénie war zwar zuerst erschrocken gewesen, als der schwarze Teufel an ihre Vaterlandsliebe appellierte. Aber sie war ein gutes Mädel und wußte, was sie den Hilfstruppen schuldig war. Und das war auch nur vernünftig von ihr. Denn ohne Sidi-ben-Bimbam hätte sie niemals den viel schrecklicheren Tirailleur Maballah überstanden. Und Maballah wiederum war ein vorzüglicher Talisman gegen künftige Überraschungen! Wie stolz hätte in

der Tat Eugénie den berockten Hochländer Doublebee abfahren lassen, wenn Maballah ihr nicht alle Vorurteile genommen hätte!

Ich möchte nicht, daß diese einfachen Feststellungen so ausgelegt werden, als wenn ich Eugénie Moulinet um jeden Preis Böses nachsagen wollte. Nichts liegt mir ferner. Eugénie betrachtete die Aufmerksamkeiten, die sie den Verbündeten erwies, durchaus nur als selbstverständliche Liebesgaben. Es liegt kein Grund vor, daß wir sie anders betrachten. Es gibt ein schönes französisches Sprichwort, das sagt: „Das schönste Mädchen der Welt kann nicht mehr geben, als es hat.“ Nun, Eugénie hatte nicht mehr. Dazu kommt, daß sich in dem Verhältnis von subjektiv und objektiv eine neue Beziehung ausgebildet hatte. Wenn auch objektiv Eugénie nicht mehr auf ihre Unschuld schwören konnte, so schwor sie subjektiv mehr darauf denn je. Und das war nur eine sehr begreifliche Erscheinung. Sie war nicht die einzige, die da meinte, der Krieg sei ein Ausnahmezustand, und was in ihm geschehe, trage weiter keine Folgen, und der Friede bringe wieder alles ins alte Gleis. Wollen wir es die arme Eugénie entgelten lassen, daß, ehe noch der Friede wiederhergestellt war, kein Zweifel mehr darüber bestand, daß er diesmal seine Aufgabe als Weichensteller nicht erfüllen würde? Das arme Mädel war ohnehin unglücklich genug, als sie nach dem durch die Naturgeschichte bestimmten Zeitpunkt subjektiv

und objektiv einander gleichsetzen mußte. Sie weinte bitterlich und war sehr zu bedauern.

* * *

Zu jenem Zeitpunkt geschah es, daß die Große Armee sich neue Quartiere zwischen der Ferté-Malin und Paris suchte und eines schönen Tages die Boches in den beklagenswerten Ort einzogen.

Eugénie stand gerade vor der Tür des Grand Café und weinte dem letzten Einlogierer eine heiße Träne nach, als die Boches einrückten. Voran einige wilde Männer auf wilden Pferden. Das waren die „Ülans!" Dann ein Trupp zu Fuß mit Trompeten am Munde und großen Trommeln vor dem Leib. Und dann eine lange Riesenschlange von grauen Burschen, strammen, festen Gesellen, die, ohne rechts und links zu schauen, durch die Grande Rue marschierten. Eugénie stand da mit offenem Munde, achtete nicht, wie ihre Mitbürger auseinanderstoben, und starrte verzückt die Ankömmlinge an. Dann, wie sie es gewohnt war — konnte man ihr, die soviel Farben, soviel Kleider gesehen, diese kleine Verwechslung übelnehmen? — winkte sie den Soldaten zu. Ja, mit beiden Händen winkte Eugénie den Boches zu. Aber diese ungeschlachten Kerle achteten nicht darauf; gleichgültig marschierten sie weiter, stramm in Schritt und Tritt, und huben plötzlich an, ein feierliches Lied zu singen, das wie Orgelspiel klang, so daß es der Eugénie ganz andächtig zumute

ward und sie an ihrem Rosenkranz nestelte und sich in Notre Dame de Paris wähnte, wo sie mit der Tante Marie-Paulette Moulinet die Messe gehört hatte.

Erst ein Raunen und Wispern im Hause hinten riß Eugénie aus dem schönen Traum. „Komm rein," flüsterte Madame Bacherin von drinnen, „komm schnell rein. Die Boches! Man kann nie wissen!" Zögernd trat Eugénie ins Haus zurück. Aber sie konnte sich nicht enthalten, noch einem riesenhaften, prächtig gewachsenen Burschen, der just an ihr vorbeimarschierte, eine wehmütige Kußhand zuzuwerfen. Der Soldat errötete bis an die Ohren und schaute geniert zu Boden. Das hatte Eugénie noch nicht gesehen. Sie murmelte: „Es ist wahr. Das sind Boches!" Und zog sich zurück.

Eine halbe Stunde währte der Durchmarsch. Die Bewohner der Ferté-Malin lagen indes in den Kellern oder hinter den wohlverschlossenen Fensterläden. Kein Ferté-Malinese wagte auch nur einen Laut von sich zu geben. Alles war still. Nur der große Orgelchoral klang durch die erstaunten Gassen. Dann verstummte er. Verstummte der Hall der festen Tritte und das Geklapper der Pferdehufe, das Rollen der Wagen. Die Boches waren verschwunden. Sie waren schnurstracks durch den Ort gezogen und hatten auch nicht einem einzigen Bewohner ein Sterbenswörtchen gegönnt. Die Ferté-Malin war nicht mehr „boche". Allerdings ganz frei wagte sie noch nicht zu atmen. Denn, wer wußte es: lag nicht vielleicht die Ferté-

Malin jetzt innerhalb der deutschen Kriegsgrenzen? Lag Frankreich nicht weit hinter den Linien jener Boches, die so zauberhaft durch den Ort marschiert waren? Aber die Boches kamen nicht wieder! Ja, in einigen Tagen wagte sich sogar eine französische Patrouille wieder in den Ort, und der Maire, der bereits seine alte deutsche Schulgrammatik hervorgesucht hatte — man kann nie wissen, wie Madame Vacherin sagte —, konnte abends am Stammtisch im Honoratiorenstübchen des Grand Café am Schlusse einer feierlichen patriotischen Ansprache feststellen, daß die Ferté-Malin den feindlichen Ansturm heldenmütig bestanden hatte und immer noch zum Gebiete der Republik gehörte.

„Die Boches," rief er mutig aus, „haben in der Ferté-Malin nur eine Marschleistung vollbracht."

Eine Marschleistung. Ja! Aber als Marschleistung verdient diese Marschleistung alle Achtung. Man hat bekanntlich oft die Marschleistungen dieser Boches gerühmt. Aber ich kenne keine gewaltigere als diese. Denn während des eiligen Durchmarsches war es einer ganzen Reihe unter den Tausenden von Kriegern gelungen, ganz plötzlich, wie selbstverständlich, Vater zu werden. Jawohl, das war ihnen gelungen! Und das trug sich folgendermaßen zu:

An einem schönen Abend saßen die Honoratioren der Ferté-Malin wieder im Stübchen beisammen und kommentierten wie gewöhnlich das letzte Communiqué der Regierung. Es lautete: „In Flandern gelang es

uns, den Feind in einige feuchte Schützengräben zu locken und ihn zum Dortbleiben zu überlisten. — Im Elsaß weihten wir das erste französische Varieté ein. — In Polen machten unsere Verbündeten einen energischen Vorstoß aus der Richtung von Breslau zu auf die Weichsel. — In der Nordsee machten unsere anderen Verbündeten mit Hilfe eines Dreadnaughts zwei deutsche Minen unschädlich und sperrten mit Hilfe desselben Schiffes in beträchtlicher Tiefe unter dem Wasserspiegel den deutschen Unterseebooten den Weg ab." — Der Maire, in seiner amtlichen Eigenschaft, erklärte das Communiqué für äußerst befriedigend. Sein Adjunkt, der Schulmeister, ein alter Skeptiker, wiegte den Kopf und meinte: „Hm, hm!" Der Apotheker lobte die Russen, erklärte aber, daß auf die Engländer gar kein Verlaß sei. Der Wirt Vacherin wieder lobte die Engländer und meinte, auf die Russen sei kein Verlaß. Nur der Tierarzt schenkte dem vaterländischen Gegenstand keinerlei Aufmerksamkeit. Er heftete seit einigen Augenblicken seine scharfen Augengläser auf die „Pariserin", die hin und her ging und die Kehlen der Diplomaten und Strategen beider Wirtsstuben versorgte.

Eugénie bemerkte das und wurde verlegen. „Sie fühlen sich nicht ganz wohl?", blinzelte der Tierarzt sie an. Eugénie wurde über und über rot und stammelte, daß sie sich sehr wohl fühle. Der Tierarzt lächelte und ließ zunächst von diesem Gegenstande ab. Als aber Eugénie den Raum verlassen hatte und auch

Monsieur Vacherin durch seine Pflichten in die gewöhnliche Kneipe abberufen wurde, lehnte sich der Tierarzt mit großem Geräusche in seinen Stuhl zurück, lächelte, so laut man eben lächeln kann, wippte mit dem Kopf, grunzte vor sich hin, kurz, trieb einen Haufen solcher Mätzchen, bis es ihm gelungen war, die Aufmerksamkeit von dem Communiqué abzulenken, und Maire, Adjunkt und Apotheker ihn erwartungsvoll anstarrten. Dann schwieg der Tierarzt noch einen kurzen Augenblick, lächelte noch einmal, öffnete endlich den Mund und sprach: „Meine Herren! Unsere Pariserin ist von einem Boche geschwängert worden! Voilà!"

Das war ein Kanonenschuß. Das war ein richtiger Kanonenschuß, unter dem das ganze Lokal erzitterte.

„Was?"

„Wie?"

„Wo?"

„Nicht möglich!"

„Unglaublich!"

Eine Rauchwolke wilder Fragen umflatterte den Kanonenschuß.

Dann ein großes heiliges Schweigen. Der Krieg, der behaglich in dem stillen Communiqué gelegen hatte, wie ein Öldruck in seinem Tannenrahmen, der grimme, große, furchtbare Krieg stand mitten in der Ferté-Malin. Der Boche, der nur noch eine Erinnerung gewesen, war plump, groß, mit seinen schweren

Kanonenstiefeln, seinem fürchterlichen Helm, klotzig und rauh in das Honoratiorenstübchen getreten! Der Boche! Und hatte sich neben die kleine Pariserin gepflanzt und ihr den riesigen Arm um die Hüften gelegt. Der Boche!

Es war gräßlich. „Unsere Pariserin?" — „Die arme, kleine Eugénie Moulinet?" — „Und das arme Kind hatte geschwiegen?" — „Hatte stumm Schande und Leid und Roheit ertragen?" — „Kein Mensch kannte die Einzelheiten?" — „Sie mußte reden!" — „Jetzt mußte sie reden!"

„Gemach, meine Herren," sagte der Maire. „Unsere erste Pflicht ist es, die bedauernswerten Brotgeber, unseren geschätzten Freund Vacherin und seine wackere Ehefrau, Madame Vacherin, von dem tragischen Vorkommnis zu verständigen. Unsere zweite Pflicht ist es, dem bejammernswürdigen Vater, dem ehrsamen Schuster Moulinet, schonend sein großes Leid zu berichten. Unsere dritte Pflicht aber ist es — und das ist besonders meine Pflicht," — er reckte sich und schwoll entsetzlich an — „ein genaues und wahrheitsgemäßes Protokoll aufzusetzen. So!"

Der Maire hatte durchaus recht. Die Honoratioren klatschten der würdigen Rede Beifall. Man schlug vor, sogleich den Gemeinderat einzuberufen. Man redete hin und her. Man erhitzte sich, und man war Feuer und Flamme. Die Sache regte die Herren ungemein an.

Als Vacherin und seine Ehehälfte den Trauerfall

erfuhren, waren sie außer sich. Wo hatten sie ihre Augen gehabt? Was? Das mußte gerade ihnen zustoßen, den angesehensten Leuten im Orte? Es war nicht auszudenken. Trotz ihres Grimmes aber kamen sie sich recht wichtig vor. Nachdem die erste Pflicht erledigt war, kam die zweite an die Reihe. Man holte den alten Moulinet, der in der gewöhnlichen Kneipe just seinen halben Liter trank. Der Maire begann eine wohlgesetzte Rede. Doch der Tierarzt, der sich wahrlich nicht diese Gelegenheit so mir nichts dir nichts entreißen lassen wollte, fiel ihm ins Wort:

„Moulinet," sagte er, „wir alle bringen dem Kriege tagtäglich schwere Opfer. Wir alle dienen auf unsere Weise dem Vaterlande. Die einen im Felde, die anderen im Hause. Ein jeder auf seine Art. Wir haben Söhne und Neffen unter den Fahnen. Ihnen hat das Schicksal es erspart, dem Vaterlande einen Sohn zu opfern. So müßt Ihr nicht murren, wenn es in seinem weisen Ratschluß ein anderes Opfer von Euch verlangt..."

„Ich bin militärfrei," sagte Moulinet. „Ich hab' das militärfreie Alter!"

Der Lehrer benutzte diesen Mißerfolg der rhetorischen Künste des Viehdoktors, um die Fortsetzung zu übernehmen. „Moulinet," sagte er, „Ihr versteht uns nicht. Es handelt sich nicht um Euch. Wir kennen Eure echt patriotische Gesinnung und wissen, daß das Vaterland und die Republik in jeder Stunde auf Euch zählen können. Faßt Euch! Seht entschlossen dem

Schicksal ins Auge. Der Boche, der Boche ..." Er stockte. „Ich kann es nicht über die Lippen bringen," sagte er zu den Honoratioren.

Ehe noch der Apotheker von seinem unzweifelhaften Rechte Gebrauch machen und die Rede weiterreden konnte, hatte der Maire bereits mit schwungvoller Gebärde und einem überlegenen Lächeln des Mitleides für die ungeschickten Herren Vorredner den Faden der Predigt an sich gerissen.

„Moulinet," sprach er, „wir alle nehmen an Eurem Mißgeschick herzlichen Anteil. Ihr könnt auf uns zählen. Ja, ich gehe weiter, in meiner Eigenschaft als Oberhaupt dieses Gemeinwesens glaube ich Euch versichern zu können, daß die Republik und das Vaterland ihre Pflicht tun werden."

Moulinet schwindelte es. Er hatte das Gefühl, als müsse er jetzt die Marseillaise anstimmen.

„Beklagenswerter Vater, wackerer Franzose, geschätzter Bürger," endete der Maire seine Ansprache, „Eure Tochter Eugénie Moulinet, Dienerin im Hause unseres Freundes Vacherin und seiner würdigen Gattin, ist das Opfer eines schändlichen Anschlages geworden. Aber tröstet Euch. Ihre Entehrer sind dieselben, die auch den Boden unseres Vaterlandes entehren. Eugénie ist von einem Boche vergewaltigt worden!"

Madame Vacherin hatte die Rede schluchzend angehört. Jetzt aber brach sie los: „Von einem? Ich glaube, es waren mehrere!"

„Jawohl!" riefen die Bürger. „Sehr richtig! Mehrere!"

Dem armen Moulinet genügte der eine vollständig. Er faßte sich nur langsam. Dann setzte er sich auf einen Stuhl, stierte die ganze Gesellschaft blöde an und fragte nur: „Ja, ja! Aber wie war das denn möglich?"

In der Tat, wie war das möglich? Der unglückliche Vater hatte das Problem beim Schwanz gepackt. Wie war das möglich? Wie hatten die Boches ihren teuflischen Plan ausführen können?

Diesen kurzen Augenblick kritischer Überlegung wagte der skeptische Lehrer auszunützen. „Sie sind doch überhaupt hier nur durchmarschiert," sagte er leise.

„Was durchmarschiert?" Der Tierarzt war empört. Es war eine persönliche Beleidigung für ihn, daß Eugénie etwa nicht von einem Boche vergewaltigt worden war! „Durchmarschiert! Ja, aber ich meine, der Durchmarsch hat lange genug gedauert."

„Einen ganzen Tag," erklärte der Apotheker. „Und ein Tag ist wirklich genug. An einem Tage kann viel geschehen!"

Vacherin war nicht ganz dieser Ansicht. Wie seiner Frau nicht ein Boche genügte, so genügte ihm nicht ein Tag. „Es dauerte mindestens zwei Tage!"

„Ja," gab der Apotheker zu, „das meine ich auch. Aber merkwürdig, daß sie sonst nichts angerichtet haben!"

„Ja," warf der Lehrer dazu. „Und immerhin ist doch Eugénie die einzige!"

„Die einzige!" schrie der Maire entrüstet und hob die Hände zur Zimmerdecke empor. „Die einzige! Wie können Sie das nur behaupten? Sie ist die einzige, die bei unserem lieben Freunde Vacherin Dienerin ist. Aber welch Fehlschluß, Herr Schulmeister, daraus zu folgern, daß sie überhaupt die einzige ist. Und was die anderen Missetaten anbetrifft, so teile ich auch nicht Ihren Optimismus. Wirklich nicht! Eine Untersuchung, eine richtige Untersuchung mit einem sorgfältigen Protokoll wird mehr Schandtaten zutage fördern, als wir uns träumen lassen. Das hat man bisher leider versäumt. Aber der traurige Fall der Eugénie Moulinet enthüllt vor unseren arglosen Augen den ganzen Abgrund der Boche-Seele!"

„Aber wie war das denn möglich?" wiederholte der alte Moulinet. „Was sagt denn die Eugénie?"

Zum zweitenmal hatte Moulinet den Nagel auf den Kopf getroffen. Ja, was sagte denn die Eugénie?

In diesem Augenblicke trat das Opfer ein.

„Unglückliche!" rief ihr Madame Vacherin entgegen. „Unglückliche, wir wissen alles!"

„Ja," sagte der Maire, „wir wissen alles. Aber wir wissen noch nicht genug. Fürchte dich nicht, liebes Kind, und erzähle dein Mißgeschick."

Eugénie war rot geworden. Tiefrot. Sie beugte den Kopf in die Schürze, die wie von selbst den trä-

nenden Augen entgegenflog. Fing laut an zu weinen und wollte hinauslaufen.

Der Vater hielt sie am Rocke fest. „Da bleibst du!" grollte er.

Eugénie blieb stehen. Das arme Kind heulte jetzt zum Erbarmen. Die Herren Honoratioren hatten noch nie jemand so fürchterlich heulen gehört. Sie heulte ohne das geringste Anzeichen, daß sie jemals aufhören würde zu heulen. Die Herrschaften wurden ungeduldig. Das war doch kein Verhör!

„So wein' doch nicht, Eugénie," sprach Madame Vacherin der Armen zu. „Wein' doch bloß nicht so! Wir wissen doch, daß du keine Schuld hast. Du kannst doch nichts dafür."

„Allerdings," sagte der Tierarzt, „sie kann doch nichts dafür. Ein armes Mädel gegen zehn Boches!"

„Waren es zehn?" fragte der Apotheker.

„Ich glaube, es waren mehr," erklärte Madame Vacherin.

„Schön," sagte der Maire. „Das wird Eugénie uns selbst sagen. Sie allein verfügt über die nötigen Grundlagen zur Feststellung dieses wichtigen Punktes. Wollen Sie bitte notieren, lieber Adjunkt." Und er wandte sich an die Heulende. „Wieviel waren es, mein Kind?"

Eugénie heulte.

„Eugénie," grunzte der Vater, „nimm die Schürze runter. Der Herr Maire spricht zu dir."

„Ja, Kind," sagte das Oberhaupt, „dein Maire

5*

spricht zu dir. Väterlich fragt er dich: Wieviel waren es?"

Eugénie ließ ihr Heulen in ein sanfteres Wimmern abflauen.

„Ich weiß nicht," schluchzte sie endlich.

Die Runde war starr. „Sie weiß es nicht." Oh, die Barbaren, oh, das arme Kind. Wie mußte sie gelitten haben!

Aber Madame Vacherin wollte durchaus genauere Auskünfte haben. Sie erhob sich, faßte das Mädchen um die Taille und fragte sie zärtlich: „Sag, Kind, waren es mehrere?"

„Ja," wimmerte die, „mehrere waren es schon."

Aha, mehrere. Es waren also mehrere. Madame Vacherin war ordentlich stolz.

„Mehrere!" wiederholten sie alle. „Viele!"

Mit wachsendem Grimme blickten die Herrschaften drein.

„Ah, die Boches!" fletschte der Maire mit den Zähnen. Dann sagte er: „Liebe Madame Vacherin, fragen Sie das arme Kind, ob sie die Namen weiß, die Namen. Achten Sie gut auf die Namen, lieber Adjunkt. Das ist sehr wichtig für ein Protokoll."

Liebreich führte Madame Vacherin den Auftrag aus.

Aber das Opfer schluchzte: „Nein, ich hab' sie vergessen. Die waren so schwer auszusprechen."

„Jawohl," sagte der Lehrer-Adjunkt, „wie alle Boche-Namen. Nun ist kein Zweifel mehr. Armes Kind!"

Man kann es verstehen, daß diese ziemlich unbestimmten Aussagen weder der improvisierten Kommission, noch dem Ehepaar Vacherin, noch dem Vater genügten. „Wie war das nur möglich," wiederholte er immer. Aber auf Einzelheiten ließ sich Eugénie nicht ein. Und als sie schließlich doch der guten Vacherin einige Einzelheiten ins Ohr flüsterte, unter Schluchzen und Stöhnen, wobei die Herren diskret aus dem Fenster schauten, kamen dabei keine anderen Einzelheiten heraus, als die allen Anwesenden aus weniger tragischen Fällen bekannten Einzelheiten.

„Es ist ja begreiflich," meinte der Maire ungeduldig, „daß sich der gesunde weibliche, fast möchte ich sagen jungfräuliche Instinkt unserer Eugénie gegen allzu große Vertraulichkeiten sträubt. Aber es handelt sich hier um höhere Dinge. Die höchsten Fragen und Ziele kommen in Betracht. Es gilt die Nation, die Tradition, die Gerechtigkeit, die Freiheit und die Gleichheit."

Aber auch dieser Zuspruch verfing nicht bei dem gesunden weiblich-jungfräulichen Instinkt der Maid. Sie schwieg, und als man von neuem in sie drang, begann sie wieder so fürchterlich zu heulen, so ganz unmenschlich zu heulen, daß die Kommission auf ein weiteres Verhör verzichtete, Eugénie entließ und zu einer geschlossenen Beratung überging.

Der Tierarzt wollte durchaus, daß eine Rekonstitution des Verbrechens vorgenommen werde, und wurde in diesem Vorschlag von Madame Vacherin

lebhaft unterstützt. Der Maire war diesem Vorhaben nicht abgeneigt, meinte aber mit Recht, daß er, wie die anderen Herren, keine Befugnisse dazu hätte. Jetzt war die Angelegenheit für eine höhere Instanz gereift. „Und diese höhere Instanz, ja, meine Herren, das ist doch wohl unsere Regierung: die Regierung der Republik.“ Dieses Wort löste allgemeine Freude aus. Man war glücklich bei dem Gedanken, daß man nun ein wichtiges Geschäft mit der Regierung hatte. Die Ferté-Malin würde unmittelbar mit der Regierung zu tun haben! Das war noch nicht dagewesen. Es war ein glorreicher Augenblick, in dem dieser kluge Gedanke gefaßt wurde. Der Maire wurde dankbar bejubelt, und man beschloß, die Aktion sogleich einzuleiten.

* * *

Am nächsten Morgen wurde der Gemeinderat zu einer außerordentlichen Sitzung berufen. In beweglichen und eindringlichen Worten schilderte der Maire das traurige Mißgeschick der Eugénie Moulinet und die Schandtat der Boches. „Meine Herren,“ rief er in begeistertem Schwunge aus, „meine Herren, stellen Sie sich das Schreckensbild bitte einmal vor: Das arme Kind steht harmlos vor der Türe des Hauses. Finster kommen die Boches daher. Das unschuldige Geschöpf wahrnehmen, über sie herfallen, auf die Straße zerren und inmitten der johlenden Bande besudeln und immer wieder besudeln, das war das Werk eines Augenblickes. Hohnlachend zieht die Horde

weiter, derweil das unglückliche Mädchen sich ohnmächtig auf der Straße und in ihrer Schande und ihrem Schmerze wälzt. Meine Herren, wollen wir dazu schweigen? Soll unsere junge Mitbürgerin ungerächt bleiben? Nein und tausendmal nein! Sollen die anderen, die das gleiche Schicksal erlitten oder erleiden konnten, ungerächt bleiben? Nein, und noch einmal tausendmal nein! Wir werden nicht ohnmächtig schweigen und nicht diese Greuel dulden. Nein, donnernd erheben wir unsere Stimme und schreien Rache. Das Weltall soll wissen, daß eine Bürgerin der Ferté-Malin nicht ungestraft beleidigt wird. Und die Flüche der zivilisierten Welt sollen den Boches die Vorahnung der Rache in die Ohren brüllen, die ihrer wartet an dem Tage, da wir die Ufer des Rheines betreten und ihnen tausendfach heimzahlen, was sie uns angetan."

Tosender Beifall belohnte den Redner für diese markigen Sätze, vor allem für den letzten Satz. Und einstimmig wurde der Antrag des Gemeindevorstandes angenommen, folgendes Telegramm an die Regierung abzusenden:

„Bei räuberischem Überfall Ferté-Malin Feind angesehene Bürgertochter nicht wiederzugebender Weise mißhandelt. Namenloses Unheil angerichtet. Um Hilfe und offizielle Feststellung flehen unterzeichnete Bürger." Sämtliche Gemeinderatsmitglieder unterzeichneten, was dem Telegraphisten beträchtliches Kopfzerbrechen machte wegen der Kreuze.

Der Text der großen Gemeinderatsrede des Maire und der Text des Telegrammes erschienen auf der ersten Seite des „Eclair der Ferté-Malin", mit großem, schwarzem Rande umgeben. Als der Maire seine Leistungen im Bürstenabzug las, fuhr er allerdings zuerst in die Höhe: „Verflucht! Wo hab' ich nur all die Angaben her?" Er las noch einmal. „Da es gedruckt ist, muß es stimmen!" beruhigte er sich. Und als er ein drittes Mal las, freute er sich aus ganzer Seele, endlich hier die bisher vermißten einwandfreien Dokumente in Händen zu haben.

Ehe aber noch der „Eclair" den Ferté-Malinesen die Nationaltrauer bekanntgeben konnte, ließ bereits der Maire öffentlich durch den Weibel austrommeln, daß jeder Bürger von Rechts wegen verpflichtet sei, dem Gemeindevorstand und der Regierung in ihrem vaterländischen Bemühen zu Hilfe zu eilen, daß Mann, Weib und Kind streng aufgefordert werden, nicht mit den Angaben zurückzuhalten, die zu weiteren Erhebungen über den Fall der armen Eugénie Moulinet dienen könnten, und unverzüglich alles einer hohen Behörde mitzuteilen.

Der Gemeindeweibel hatte großen Erfolg: „Im Namen des Gemeinderates," trompetete er mit seiner furchtbaren Stimme, „ist Eugénie Moulinet hiermit von den Boches entehrt worden ..." Das ganze Dorf sprach in wenigen Augenblicken diese Worte nach. Es gab keine Katze, keinen Hund, keinen Spatz in der Ferté-Malin, der nicht bald wußte, was der armen

Eugénie zugestoßen war. Am selben Abend noch versammelte sich die ganze Bevölkerung zu einer großen Sympathiekundgebung für Eugénie und ihren Vater. Man brachte ihnen ein Ständchen und ließ sie hochleben. Dann wälzte sich das Volk vor die Mairie und ließ auch den Maire hochleben. Dieser erschien auf dem Balkon und hielt wiederum eine zündende Ansprache, in der er Eugénie mit Jeanne d'Arc verglich... Worauf die Menge ergriffen die Marseillaise sang.

Dieses kleine Familienfest der Ferté-Malinesen war aber gar nichts, verglichen mit den gewaltigen Feierlichkeiten, die nun anhuben, als ein Extrazug aus Paris mit den Abgesandten der Regierung und der Untersuchungskommission eintraf. Der kleine Bahnhof der Ferté-Malin hatte noch nie eine solche Fülle von offiziellen Persönlichkeiten gesehen. So hatte er sich denn auch prächtig aufgeputzt. Als der Präfekt des Departements in eigener Person mit dem Deputierten des Wahlkreises und den vier Rechnungsräten und den beiden Advokaten dem Abteil erster Klasse entstieg, feierlich nach rechts und links grüßend, stand er vor einer wunderbaren Ehrenpforte, einem gerührten Gemeinderat im Frack, einem Maire mit gewaltiger Schärpe um den Magen, einem Männergesangverein und einer üppigen Schar von üppigen Ehrenjungfrauen. Unter den singenden Greisen befand sich auch der alte Moulinet. Er stand gleich in der ersten Reihe, und das war nur recht und billig. Es war nicht minder recht und billig, daß Eugénie in der ersten Reihe

der Ehrenjungfrauen stand. Das war sogar ein besonderer Wunsch des Maires gewesen, der durch den Gemeindediener ein Schild über dem Haupte der Ehrenjungfrau tragen ließ, mit der trotzigen und erhabenen Inschrift: „Quand même!“

Wieder hielt der Maire eine Ansprache. Der Präfekt, der Deputierte, ein jeder der Rechnungsräte und Advokaten hielt auch eine Ansprache. Dann bildeten die Persönlichkeiten einen schönen langen Zug und begaben sich unter den Klängen der Nationalhymne in die Mairie, während das Volk sich in großen Belustigungen erging. Abends wurde der Ort illuminiert und ein Bankett abgehalten. Beim Dessert verteilte der Präfekt die mitgebrachten Ordensauszeichnungen. Alle an dem Drama beteiligten Personen erhielten ihren Orden: der Maire, der Adjunkt, der Apotheker, der Tierarzt, Monsieur Vacherin, Madame Vacherin, der unglückliche Vater, der Redakteur des „Eclair“, das Opfer und der Weibel. Es war ein erhebender Augenblick. Dann übergab der Präfekt der sechsgliedrigen Untersuchungskommission feierlich den Fall und verließ noch am selben Abend, von dem Deputierten und den Segenswünschen der Bevölkerung begleitet, die Stätte, die diese Barbaren besudelt hatten, um der Regierung persönlich seine ersten niederschmetternden Eindrücke mitzuteilen.

Am nächsten Tage machte sich die Kommission an ihre Arbeit. Was dem Maire und seinen Beratern nur halb gelungen, gelang ihr ganz: Sie stellte nicht

nur die genaue Zahl der feigen Attentäter fest — es waren 17, vielleicht aber auch 18, sagte der Bericht —, sie konnte auch die Namen, den Dienstgrad und die engere Heimat eines jeden Boche angeben. Eine Aufzählung der übrigen Einzelheiten, wie auch die genaue Schilderung des Herganges unter Anführung von 23 Augenzeugen, können wir uns hier ersparen. Der genaue Bericht ist, wie gesagt, in jeder Buchhandlung des neutralen Auslandes erhältlich, soweit er nicht von puritanischen Zensoren aus Gründen der Sittlichkeit verboten wurde. Die Feststellung der Einzelheiten machte übrigens den Pariser Herren die geringste Mühe. Viel mehr Wert legten sie auf die allgemeinen Gedanken, in denen sie ihren Bericht verankerten, in die sie ihn einwickelten, mit denen sie ihn krönten. Wir können ihnen nicht das Kompliment versagen, eine wahrhaft verschwenderische Fülle allgemeiner Gedanken über das Mißgeschick der Eugénie Moulinet ausgeschüttet zu haben. Noch niemals hatte ein junges Mädchen aus der Ferté-Malin soviel allgemeine Gedanken angeregt wie Eugénie Moulinet.

Solange die Kommission den Fall Eugénies beriet, war das Opfer die unbestrittene Königin des Ortes. Verschiedene gereifte Herren boten ihr Hand und Herz an. Man grüßte sie mit Hochachtung. Man brachte ihr Blumen und Leckereien. Man besuchte die Kneipe Vacherins mehr denn je. Der Ruhm Eugénies ging auf die weitere Familie über. Die Hausmeisterin Marie-Paulette Moulinet mußte ihr Haus 35, Rue

de la Montagne Sainte Geneviève in Paris verlassen, um in der Ferté-Malin die Huldigungen der Einwohnerschaft entgegenzunehmen. Sie bedauerte sehr, für die Ordensverteilung zu spät gekommen zu sein. Aber man vertröstete sie auf das nächste Mal.

So stand Eugénie im Höhepunkt ihres Ruhmes und Ansehens. Wenn nicht, wie immer, ihr Glück Neider und Nachahmer gefunden hätte, und wenn nicht die Kommission, von einer wahren Arbeitswut erfaßt, bald den Fall Eugénie Moulinet abgeschlossen hätte und zu neuen Fällen übergegangen wäre. Eine stattliche Anzahl stattlicher Jungfrauen stellte sich bald in der Mairie ein. Sie alle teilten das Schicksal der Eugénie! Die Kommission hatte alle Hände voll zu tun und legte die Ergebnisse, die sich nur so häuften, in immer neuen Berichten nieder, wie die Hühner Eier legen.

War Eugénie darüber sehr verstimmt, so war doch der Maire überfroh. Er rieb sich die Hände. „Was hab' ich gesagt?" verspottete er den bedrückten Lehrer. „Was hab' ich gesagt? War sie die einzige?"

Mit reicher Beute, dem Manuskript für 40 Berichte, darunter auch einige interessante Brandstiftungen und dergleichen, strebten endlich die Pariser Herren der Imprimerie Nationale entgegen. Und damit wäre meine Geschichte eigentlich zu Ende.

Aber ich möchte euch doch noch ein kleines Geheimnis anvertrauen, liebe Leser. Es scheint, als werde es noch einen 41. Bericht geben. Aus allerlei Andeutungen, die in der letzten Zeit in der Ferté-Malin

herumschwirren, ist zu entnehmen, daß die Boches noch viel barbarischer gehaust haben, als man zuerst glaubte. Eugénie und ihre Schicksalsschwestern äußern dann und wann schüchterne Zweifel über das Geburtsdatum und die Hautfarbe ihrer künftigen Erben. Weiß der Teufel, wie die Boches diese neue Gemeinheit angestellt haben! Man wird es ja sehen. Und wenn Eugénies Befürchtungen sich bestätigen sollten, so wird die Welt es erfahren. Die französische Regierung — ich weiß das aus guter Quelle — ist entschlossen, die volle Wahrheit zu verbreiten, die volle Wahrheit.

Die Boche-Frau

Ich will euch die Geschichte einer Boche-Frau erzählen. Das ist eine merkwürdige Geschichte. Denn es ist nicht eine einfache Weibergeschichte. O nein! Es ist gleichzeitig eine Kriegs-, ja, eine Siegesgeschichte. Gesiegt haben natürlich die Franzosen. Über wen? Na, über die Boche-Frau. Es war ein schöner Sieg. Er hat Frankreich gerettet.

Marcelle Levallois war die einzige Tochter des Knopffabrikanten Gaston Levallois, 107, Rue du Sentier, Paris. Das war eine gute Firma, vom Vater auf den Sohn überkommen, die erste der Branche auf dem Platz. Und die Marcelle, das war ein gutes Mädel, schlank gewachsen und doch voll, elegant, prächtiger Haarwuchs, tadellose Erziehung, spielte Klavier, malte, sprach Englisch, hatte eine runde Mitgift und einen Papa, mit dem sich reden ließ. Außerdem hatte sie drei Freier. Erstens, den jungen René d'Ormont. Den hatte sie beim Tango-Tee bei Velors, den Bankiers, kennen gelernt. Zweitens, den dicken Robert Lacotte, in Firma Lacotte & Dupantin, Papierwaren en gros, ein entfernter Verwandter der seligen Frau Levallois. Und drittens August Knollenbeck, einen Boche, wie ihr euch denken könnt. Er war dreißig Jahre alt. Im Alter von zwei Jahren

war er nach Paris gekommen, natürlich nicht alleine, sondern mit seinem Alten, Hugo Knollenbeck. Der war natürlich noch mehr Boche als sein Sohn. Einer von den richtigen, wißt ihr, die ohne Pfennig nach Paris kommen, den Eingeborenen die besten Plätze wegnehmen, einen Haufen Geld verdienen, mit lauter Sachen, an denen ein anständiger Franzmann keinen Sou verdienen könnte. Jedes französische Kind weiß daher auch heute, daß alles Geld, das der alte Knollenbeck angeblich mit seinen großen Maschinenfabriken in Aubervilliers „verdiente", aus dem deutschen Generalstab stammte. Aber damals, als Hugo Knollenbeck noch in seinen Bureaus saß, waren die Franzosen dumm genug und glaubten, der Mann könne aus Eisen und Stahl Gold machen. Lächerlich!

Der junge Knollenbeck half natürlich dem Alten, und als der endlich dem irdischen Leben, und damit auch Frankreich, Valet sagte — anders werden die Einheimischen ihre „indesirablen" Gäste ja nicht los — übernahm August Knollenbeck die väterliche Firma. Die deutschen Subsidien schienen ganz flott weiterzufließen, denn der Grünschnabel machte bombige Geschäfte und trat großartig auf. In einer Aktionärversammlung von irgendeinem verdächtigen Boche-Unternehmen lernte er den alten Levallois kennen. Ich sagte euch schon, das war ein Mann, mit dem sich reden ließ. August redete also mit ihm, und was sagt ihr dazu, der Alte führt ihn ahnungslos in sein Haus ein, und die Junge, das verrückte Ding, die Mar-

celle, suchte sich unter den drei Freiern ausgerechnet den Boche aus.

Am 25. Juni 1914 fand die Hochzeit statt, mit großem Pomp, im Hotel Continental. Der ganze Sentier und auch das Bocheviertel, das Faubourg Poissonière, waren da. Am 28. Juli kehrten August und die junge Frau von der Hochzeitsreise aus Italien zurück und begannen, es sich in ihrem prächtigen Hause in Passy gemütlich zu machen und gleichzeitig ihre Vorbereitungen für den Badeaufenthalt in Deauville zu treffen. Am 1. August, na, das brauch ich hier wohl nicht noch einmal zu erzählen, da fing die große Kriegssache an...

Und hier wird die Geschichte ernst. Denn an diesem Tage erfuhr Marcelle Knollenbeck, geborene Levallois, plötzlich, daß sie eine ganz gewöhnliche Boche-Frau war. Trotz ihrer Pariser Grazie eine Boche-Frau, wie die dicke Kaleschke, die Aufwartefrau in den Bureaus der Rue du Sentier, und die magere Gertrud Stubeneck, das Kinderfräulein bei den Velors, ihren guten Freunden.

„Kindchen," sagte August an diesem Tage zu seiner Frau, „es tut mir herzlich leid... Aber du weißt wohl, es kann jeden Augenblick losgehen. Wir müssen nach Deutschland."

„Wieso?" fragte das Kindchen.

„Ja, das weißt du doch!" erwiderte August, „ich bin doch Deutscher."

6*

„Lächerlich!“ spottete die Kleine. „Ich bin doch Französin. Du selbst bist doch ein ganzer Pariser und ein halber Franzose. Kannst du denn überhaupt Deutsch sprechen?“

„Marcelle,“ sagte der Ehemann, „es ist jetzt nicht der richtige Augenblick zum Scherzen. Wir können überhaupt noch froh sein, wenn wir einen Zug bekommen.“

Marcelle sah ihren Mann mit großen Augen an. „Das ist kein schlechter Witz? Sag?“

„Aber durchaus nicht.“ Er wurde ärgerlich. „Du mußt schnell das Wichtigste zusammenpacken lassen. Dann fahren wir bei Papa vor und von dort geradewegs zur Nordbahn.“

„Ausgeschlossen!“ sagte Marcelle, warf sich in einen Lehnstuhl, schlug ein Buch auf, steckte die Nase hinein, und las ihren Roman dort weiter, wo sie am Tage vorher stehengeblieben war.

August klingelte. Das Mädchen trat ein. „Rosalie, packen Sie schnell den großen Koffer. Zwei Anzüge und Wäsche für mich. Und fragen Sie Madame, was sie mitnehmen will.“

Madame warf das Buch auf den Teppich. „Nichts!“ rief sie. „Gehen Sie hinaus, Rosalie, und warten Sie, bis ich Sie rufe.“ Dann wandte sie sich sprühend ihrem August zu: „Du liebst mich nicht. Du liebst mich nicht mehr. Du denkst nur an dein Land. Das ist niederträchtig!“ Und fing an zu weinen, und weinte so, daß sie jeden anderen als August herum-

gekriegt hätte. August stand da, und wußte nicht, was tun. „Marcelle, liebe, kleine Marcelle,“ flehte er. „Ich beschwöre dich, spiel doch nicht den Trotzkopf. Die Sache ist wirklich ernst. Denk doch nur mal nach. Ich kann doch nicht hierbleiben. Ich hab doch meine Militärpflichten. Und du bist doch schließlich auch Deutsche, na ja!“

Da kam August aber schön an. „Ah, Monsieur hat Militärpflichten. Monsieur macht in preußischem Patriotismus. Und da muß ich einfach hier heraus, aus meinem Haus, aus meinem Lande. Jawohl, Monsieur, meinem Lande, s'il vous plait. Denn wenn Monsieur glaubt, ich sei eine Deutsche, so irrt Monsieur sich gewaltig. Wenn es Monsieur durchaus um ein ‚Grötschön‘*) zu tun war, so ist Monsieur an die falsche Adresse gekommen. Es tut mir sehr leid um Monsieur.“ Sprach's, sprang aus dem Tränensessel auf, marschierte aus dem Salon und warf die Tür mit temperamentvollem Krachen zu.

So, August, da hast du's gehört.

August Knollenbeck gab sich natürlich nicht geschlagen. Diese Boches sind unglaublich halsstarrig. Er nahm das Auto und fuhr zu Papa Levallois. Papa Levallois nahm ihn sehr kühl auf.

„Ja, mon cher gendre,“ sagte er, „da kann ich Ihnen leider nicht helfen.“ — Ihnen sagte er. — „Ich finde, daß Marcelle vollständig recht hat. Ich

*) Gretchen, Spottname für die deutschen Mädchen.

sehe durchaus nicht ein, was Sie in Deutschland wollen. Sie haben in eine französische Familie hineingeheiratet. Das ist eine Ehre, mein Herr, und diese Ehre schafft Pflichten. Übrigens sind Sie doch selbst gewissermaßen Pariser. Ich tue Ihnen nicht die Beleidigung an, auch nur einen Augenblick anzunehmen, daß Sie mit der Handlungsweise des Käsäär und der Militärclique sympathisieren. Ich halte es für selbstverständlich, daß Sie mit uns sind. Aber es ist bedauerlich, daß Sie nicht an die Naturalisation gedacht haben. Doch das läßt sich ja nachholen. Auf jeden Fall wird Ihnen hier kein Haar gekrümmt werden. Wir sind eine nation civilisée. Und was überhaupt Marcelle betrifft, so besteht doch gar kein Zweifel. Marcelle ist Französin. Sie können doch nicht verlangen, daß Sie in einem Augenblick wie diesem ihr Vaterland verläßt und in jene" — er machte eine sehr herablassende Handbewegung — „Gegend da zieht. Nein, mein Lieber, das müssen Sie sich aus dem Kopf schlagen. Ich weiß überhaupt nicht, wie Sie auf diese Reisepläne kommen. Sie haben doch eben erst Ihre Hochzeitsreise hinter sich."

Der alte Levallois war tatsächlich energisch geworden. August sah ein, daß hier nichts auszurichten war. Er fuhr wieder nach Hause. Unterwegs ließ er das Auto jeden Augenblick anhalten, um die Zeitungen zu kaufen. Mit nervösen Blicken durchwühlte er sie, immer noch in der schwachen Hoffnung, daß der Friede im letzten Augenblicke von seinem halsbrecherischen

Seiltanz wieder sicher und gesund auf die Beine fallen würde, mitten hinein in sein zerstörtes Heim in Passy, auf einen kleinen silbernen Servierteller, den er der erbosten Marcelle mit tiefer Verbeugung und liebenswürdigem Lächeln überreicht hätte. Aber der silberne Teller blieb leer. Und in den Straßen, die August rasend durchfuhr, war die Stimmung verteufelt schwül. Jetzt schlugen sie das Mobilmachungsdekret an. Drohende Menschengruppen bildeten sich auf den verkehrslosen Plätzen. August fuhr auf dem kürzesten Weg heim. Er mußte der kleinen Katze den Fall noch einmal klarlegen.

„Madame ist zum Schneider gefahren," sagte die Jungfer.

Es litt den Mann nicht im Hause. Er sprang von neuem in den Wagen und fuhr auf das Konsulat. Am Eingang und am Ausgang der Rue de Lille standen mißtrauische Schutzleute. Sie warfen jedem Ankömmling einen feindseligen Blick zu, dachten: „Wieder ein Boche" und warteten grimmig auf den Augenblick, da sie diese ganze Bande, die da kam und ging, einstecken durften. Im Konsulatsgebäude waren Treppe, Korridor und Zimmer von einer aufgeregten Menge besetzt. „Herr Konsul," weinte ein betagtes Frauchen, „ich wohne seit vierzig Jahren hier. Ich kann doch nicht heraus. Die können mich doch nicht hinauswerfen. Meine Tochter ist mit einem Franzosen verheiratet. Die drei kleinen Kinder heulen sich ja zu Tode, wenn ich weggehe. Mein Sohn ist natu-

ralisiert. Er ist Reserveoffizier. Die müssen mich doch behalten." — Ein schmales, blasses Kinderfräulein, eine der zahllosen „Mademoiselles Fräulein", die jetzt stellungs- und heimatlos hier harrten, stand hinter der Jammernden und lächelte wehmütig. Sie sagte nichts. Sie wartete geduldig auf ihren Paß. Aber in ihren Augen lag eine schweigsame Tragödie. Und Tragödien trugen sie hier alle mit sich herum, ob sie ängstlich wisperten oder zürnend grollten und polterten. Sie waren Hunderte und Hunderte, und immer kamen andere. Sie waren eine große deutsche Volksgemeinde, die in langen Jahren zerstreut gelebt hatte, vermengt mit den Fremden, in deren Sprache sie plauderten, handelten, dachten, liebten, träumten und beteten. Und nun waren sie alle hierhergeeilt. Nun sprachen sie Deutsch. Und standen Ellbogen an Ellbogen mit den Volksgenossen, von denen sie gestern nichts gewußt und nichts wissen wollten, die ihnen fremd waren und unbekannt und doch in dieser Stunde die einzigen Kameraden, Freunde und Verwandte in der grollenden feindlichen Stadt.

August erhielt schnell die Pässe für sich und seine Frau. Bedrückt und doch wie gehoben ging er hinaus. Er hatte sich selbst für einen Franzosen gehalten. Nun wußte er, daß er deutsch war. In ihm brannte ein neues Gefühl. Ihm ward es eiliger und dringlicher denn bisher, in die deutsche Heimat zu gelangen. Er warf sich in das Auto, raste nach Hause, und es ging ihm nicht schnell genug. Es war ihm, als führe er

geradewegs nach Deutschland und nicht in sein französisches Heim, zu der kleinen Pariserin, die da maulte und kratzte und nicht mitwollte in die „Gegend da".

Die zweite Unterredung mit Marcelle blieb ebenso erfolglos wie die erste. „Ich habe mit Madame de Tournon gesprochen. Ich traf sie beim Schneider. Sie hat hell aufgelacht, als ich von deinen Plänen sprach. Sie sagte, es sei schon betrübend genug für mich, daß du zu den anderen hältst, aber es wäre geradezu verrückt, wenn ich deine Launen mitmachen wollte. Also, mon cher, höre mit dem Unsinn auf, und reden wir von etwas anderem."

„Ich kann dich doch nicht hier lassen. Das geht doch nicht. Wenn dir etwas zustößt!"

„Hier lassen! — Also du bleibst dabei? Du willst auf jeden Fall weg? Also eine Scheidung, Monsieur? Schön, wie Sie wollen!" Und zum zweiten Male fiel eine Tür zu.

August war außer sich. Heute kam man auf keinen Fall mehr weg. Er fuhr zum Nordbahnhof, um die Züge des nächsten Tages zu erfragen. Er erkannte den Bahnhof nicht wieder. Aus dem grauen Platz mit dem grauen, schmutzigen Gemäuer war ein wogendes Meer geworden. Tausende und Tausende von Menschen. Der letzte Zug, der einzige des Tages, hatte nur wenige Flüchtende mitnehmen können. Ob noch ein Zug fahren würde und wann, das wußte niemand. Aber die Zurückgebliebenen und immer neue Ankömmlinge drängten sich zu Tausenden in der Mitte

des Platzes aneinander. Viele saßen auf ihren Koffern, armselig, müde und eingeschüchtert. Seit Stunden saßen sie da, entschlossen, die ganze Nacht hier zuzubringen und den nächsten Tag und die nächste Nacht, bis sie fortkämen. Wo sollten sie auch hin? Um sie herum schwankte und schaukelte eine feindliche Menge. „Nieder mit den Boches! Tötet die Hunde! An die Laterne!“ Trupps junger Burschen mit wildfrisierten Weibern am Arm zogen vorüber. Sie johlten die Marseillaise, daß die Fensterscheiben ringsum klirrten. Aus den Kaffeehäusern traten die Leute hervor und winkten ihnen zu und schrien: „Bravo! Bravo! Vive la France et à bas les Boches!“ Ein paar Steine flogen auf die Flüchtlinge. Ein Kind schrie wimmernd auf. Die Eltern hielten ihm den Mund zu. Niemand von den Unglücklichen wagte etwas zu sagen. Mit gesenktem Kopfe hockten sie da und schwiegen. Schauten starr vor sich hin und hatten nur einen Gedanken im Kopfe: „Weg von hier!“ Nur eine Sehnsucht: „Die Eisenbahn!“, oder auch: eine große, freie Landstraße, auf der man zu Fuß marschieren konnte, in Tagen, in Wochen, in Jahren, wenn es sein mußte, von der man aber genau wußte, daß sie heimführte, hinaus aus diesem Lande, in die deutsche Heimat. Und während die Horde ringsum brüllte und johlte, klang es aus dem Schweigen all dieser armen, ängstlichen, zitternden, wartenden Flüchtlinge wie ein großer schöner Choral hervor, tanzten und flatterten auf die-

sen tausenden geschlossenen Lippen die reinen und mächtigen Töne des Vaterlandsliedes.

* *
*

August sah an diesem Abend seine Frau nicht mehr. Er ordnete seine Papiere, schrieb einige Briefe und warf sich frühzeitig auf das Bett. Er konnte nicht schlafen. Wilde Gesichte wälzten sich an ihm vorbei. Er sah die blassen Landsleute in ihrer stillen Angst und Ergebung. Er sah die johlenden Feinde. Ja, die Feinde. Und in einem fahlen, eigentümlichen Licht sah er ferne hinter diesem wirren Treiben eine große starre Mauer, die näher kam und immer näher kam, und aus der es nun herausblitzte und leuchtete von tausenden und abertausenden Helmen, Lanzen und Bajonetten, und sah, wie diese Masse heranrollte an das graue Gemäuer des Nordbahnhofes und den Pöbel vor sich wegfegte und nun erst ganz lebendig wurde, ein Leben wurde von warmen, jubelnden, hellen Männern, die all die Gedrückten und Geplagten lachend und herrlich auf die Schultern hoben und nun vorwärtsstürmten mit ihrer Fracht, rächend und strafend.

Er wälzte sich und keuchte schwer. Ein schrilles Klingeln schreckte ihn hoch. Er lauschte. Es läutete wieder. Er stand auf. An der Tür klopfte der Diener: „Monsieur, die Polizei." Der Diener sprach das ruhig und gemessen. Er sprach das wie einer, der schon den ganzen Tag darauf gewartet hatte.

Als Marcelle fünf Minuten später aus ihrem Schlafzimmer herausstürzte, ihren Mann mit Handschellen angetan zwischen zwei Kriminalbeamten stehen sah und die beiden Polizisten nur kurz und roh das eine Wort hervorstießen: „Spionageverdächtig!" fiel sie in einen wilden Schreikrampf. Sie umarmte und küßte ihren Mann und schrie immer wieder: „August! August! Bleib hier! Bleib hier!" Sie jammerte und schrie und weckte das ganze Haus. Aus den Türen traten die Leute auf den Flur. Sie sahen, wie August bleich die Treppe heruntergeführt wurde und Marcelle im Nachtgewand, mit aufgelöstem Haar, tränenüberströmt sich über das Geländer beugte und gellend schrie: „August, August, bleib, bleib!" Und die nächtlichen Zuschauer in Schlafrock und Pantoffeln, die gestern Herrn Knollenbeck noch ehrfurchtsvoll gegrüßt, fanden, daß ihm nur recht geschah.

Der alte Levallois, so peinlich ihm die Sache auch war, tat, was er konnte, um den Schwiegersohn freizubekommen. Man wies ihn endlich barsch ab mit dem Bemerken, daß es für einen angesehenen Pariser höchst unangebracht sei, sich um diesen verdächtigen Deutschen zu sorgen. „Er ist mein Schwiegersohn," stammelte der Alte. „Umso schlimmer für Sie!" lautete die Antwort. „Ein ehrlicher Franzose hat keinen deutschen Schwiegersohn."

Am nächsten Morgen wurde Marcelle verhaftet. Als man sie aus dem Schlafe weckte, dachte sie, man bringe ihr den Mann wieder. Man erklärte ihr die

Sachlage. Sie lächelte, als der Beamte seinen Befehl vorwies. „Ich bin Französin, mein Herr. Ich bin Pariserin. Oder habe ich auch spioniert?"

„Es ist ganz unnötig, daß Sie spionieren, Madame," antwortete der Mann. „Sie sind Deutsche. Und das genügt."

Nun wußte Marcelle ganz genau, daß sie Deutsche war. Sie war Deutsche. Und Deutsche blieb sie. Sie mochte weinen und schreien. Sie mochte schwören, daß sie nie ein Wort Deutsch gelernt hatte, daß sie nie in Deutschland gewesen war. Der alte Levallois konnte sich die Haare ausraufen und von einer Behörde zur anderen, von Ministerium zu Ministerium, von Deputierten zu Deputierten laufen. Es half alles nichts. Marcelle war Deutsche. „Eine ehrliche Französin heiratet keinen Deutschen." — Und: „Ein ehrlicher Franzose hat keine deutsche Tochter." Mit diesen beiden Sätzen war der Fall erledigt.

Als Marcelle ihren Vater zum letzten Male umarmte — von ihrem Mann erfuhr sie kein Wort mehr — glaubte sie, sterben zu müssen. Als man sie dann in den Viehwagen sperrte, war sie wirklich mehr tot als lebendig. Da saß sie nun auf dem schmutzigen Stroh, dicht gedrängt an ihre neuen Landsleute, deutsche Männer, Frauen und Kinder, ängstlich wie sie, gepeinigt wie sie, und doch nicht so unglücklich wie sie. Denn jene hatten ihre Sprache, in der sie einander Trost zuflüsterten. Denn jene hatten ihre Gemeinsamkeit und ihren Stolz und ihren Trotz. Und

hatten das bebende und leuchtende Vertrauen: „Unsere Landsleute, die deutschen Soldaten, werden kommen und uns befreien.“ Sie aber war alleine und hatte nichts. Sie verstand nicht, was man sprach. Sie wußte nicht, warum sie litt. Sie hatte keinen Genossen und keinen Vertrauten. Die mitleidigen Liebenswürdigkeiten, die ihr die erstaunten Reisegefährten erwiesen, taten ihr nicht wohl. Sie empfand sie als bitterste Kränkung. Denn sie haßte diese Gesellschaft. War sie weniger Französin, wünschte sie weniger heiß den Sieg ihres Vaterlandes, verachtete sie diese Deutschen minder stark, weil die Behörde sie selbst zur Deutschen gestempelt hatte? Mochten alle Mächte der Welt feierlich verkünden: „Du bist deutsch!“ so schrie es doch in ihr: „Ich bin französisch! und will, daß wir siegen und alle diese vernichten!“ Und abgesperrt, wie sie war, nahm sie also teil an der gewaltigen Woge, die durch ihr Land ging.

In ihrem rollenden Gefängnis durchfuhr sie halb Frankreich. Draußen lag das freie, weite Land, in das sie gehörte. An den Häusern und Bahnhöfen stand die Sprache, in der sie dachte. Seitdem sie um sich Deutsch sprechen hörte und selbst die Beamten ihr dann und wann in gebrochenem Deutsch die harten Befehle hinwarfen, klammerte sie sich an jedes französische Wort. Mit Inbrunst las sie die Likörreklamen, die auf den großen Schildern im Felde an ihr vorbeiflogen. Sie kannte das Land. Wie oft war sie in den Ferien mit dem Vater und der Zofe im bequemen

reichen Abteil hier durchgefahren. Nun war sie hier Deutsche und Fremde. An den Haltestellen, wenn die Menge sich wütend an die Wagen drängte und die Internierten anschrie, galt das ihr, ihr, die mit toller Wut so selig unter der Menge gestanden und mitgeschmäht und mitgerufen hätte gegen ihre Gefährten. Mehrere Male wurde sie angespien. Und die ekle Schmach brannte ihr im Gesicht wie eine glühende Wunde.

Die Fahrt dauerte fünf Tage lang. Sie sprach kein Wort. Ab und zu hatte sie versucht, mit den wachthabenden Soldaten französisch zu sprechen. Ihre reine Aussprache aber erregte Mißtrauen. Und wenn sie gar, Rettung, Mitleid, Verständnis heischend, schüchternd sagte: „Ich bin Französin!“, dann trafen sie erst böse Blicke. Was hatte eine Französin hier zu suchen? Man kannte diese Sorte Französinnen! So verkroch sie sich zagend in sich selbst.

Während der ganzen Fahrt aber bewahrte sie die Hoffnung, daß dieser fürchterliche Traum jeden Augenblick aufhören werde. Auf jeder Station hielt sie Umschau. Jetzt mußte sicher ein Telegraphenbote dastehen und an den Wagen entlang rufen: „Marcelle Levallois!“ — denn so hieß sie doch — und dann gab man ihr das Telegramm, und das erzählte ihr, daß alles nur ein schlimmer Irrtum gewesen und eine kurze Prüfung, und dann fuhr sie zurück, in einem jener hellen, eilenden Züge, die an ihrem traurigen Viehzug vorbeirasten, zurück in ihr gutes, weiches, hei-

teres Vaterhaus, und war nicht mehr die Knollenbeck, sondern die kleine Marcelle, die Pariserin...

Aber kein Telegramm erreichte sie. Und nach sechs Tagen fronte Marcelle Knollenbeck, wie alle anderen Frauen um sie herum, im Konzentrationslager des alten Klosters in der Vendée, lag auf einem feuchten, stinkenden Strohsack, in einer zugigen, von altem Unrat riechenden Halle, zwischen weinenden, fremden, wimmernden Wesen, die sie haßte und von Tag zu Tag mehr haßte, fieberte nachts und scheuerte und wusch am Tage, wartete vor der elenden Garküche mit ihrem irdenen Schüsselchen auf das ekle Mahl, erbrach sich und schrie und keuchte und winselte, ward am Sonntag von den Spießern der benachbarten Kleinstadt angestaunt und beschimpft wie die anderen, und sah wie die anderen den Sommer vorübergehen und die kalten Winternächte kommen und beweinte und verfluchte das Leben wie sie.

Und dann fühlte sie, wie sie Mutter wurde.

Das ward ihr größter Schmerz.

Denn nun war sie ganz wie die anderen: Ein schwangeres Weib wie so manche neben ihr, ein hilfloses schwangeres Weib, das sich nachts schlaflos wälzte und zitternd neben dem Gegenwärtigen um die Zukunft bangte.

Und wieder nicht wie jene. So angstvoll die anderen auch zagten, so trostlos auch sie mit feuchten Augen die Zukunft absuchten, so liebten sie doch schon das kleine Unbekannte. Sie aber? Nein, sie liebte es

nicht. Sie hätte Ungeheuerliches getan, um nicht Mutter zu sein. Denn nun fühlte sie: mit dem Leben da in ihrem Leben trat sie immer fester, immer zwingender ein in das Heer der Frauen ringsum, immer entschiedener ein in das fremde Vaterland. Nun war August Knollenbeck nicht mehr das zufällige Band, das sie an alle diese knüpfte. Nun konnte nichts mehr sie von dem Fluche lösen: Nun war sie Boche.

Und immer noch wollte sie es nicht sein.

An einem dunklen Wintermorgen trat ein Offizier in den Hof des Klosters und gab mit mürrischer Stimme einige Befehle. Auf ihrem Lager, wo sie wachend hockte, hörte sie ein wirres Hin und Her im Hause. Die Stimmen kamen näher und schwollen an und eroberten den Saal, den schweigsamen. Und nun raunte es und wisperte es in allen Winkeln. Und brach auf all den hunderten Strohsäcken ein Jubeln los, ein ungeheures tosendes Jubeln. Die Frauen weinten und kreischten vor Glück. Und die kleinen Kinder, die sich daran gewöhnt hatten, jede Regung des Schmerzes und des Kummers in sich zu ersticken, schnellten auf und brüllten wie Verrückte, tanzten und strampelten, daß die Wärter dazwischen fuhren mit einem barschen: „Maul halten!"

Marcelle hielt das Herz an und lauschte.

Lauschte all diesen unerhörten Freudenlauten. Und hörte immer wieder das eine Wort: „Heim! — Heim! — Heim!"

Die Gefangenen sollten in die Heimat zurück.

Marcelle sprang auf. Sie wollte jubeln wie die anderen. Heim! Denn das galt auch ihr. Vielleicht stand schon der Vater draußen, mit dem Auto, mit warmen neuen Kleidern, weißer, schöner Wäsche. Und wartete, bis die eisernen Tore sich öffneten und sie bleich herausschritt im Schwarme der Fremden, erkannte sie weinend, riß sie an die Brust, küßte sie, küßte sie mit warmen Tränen, und dann, dann ging es in jagender Fahrt nach Paris, nach Hause: heim.

Aber wenn niemand sie holte?

Wenn das graue Haus, die weiten Säle sich leeren würden und sie zurückbliebe? Um so besser! So war sie alleine und mußte nicht mehr mit jenen zusammen leiden, die sie haßte, hatte nicht dieselben Peiniger wie ihre Feinde. Aber man mußte ja kommen! Sie wollte die Wächter fragen. Aber sie wagte es nicht. Sie fürchtete, ein einziges unkluges Wort, eine einzige böse Antwort des Befragten könnte den ganzen Glücksschimmer wieder verscheuchen.

So stand sie schweigend in einer Ecke des großen Schlafraumes neben ihrem Strohsack und ihrem Bündel, das sie schnell gepackt hatte, und sah regungslos auf all die jubelnden Frauen, die fieberhaft schnell, lachend und weinend, ihre armseligen Sachen zusammenrafften und die Kinderchen, so gut es ging, säuberlich herausputzten. Diese Freude tat ihr unendlich weh, ohne daß sie wußte, warum. Sie fühlte sie gewaltsam an ihr Herz heranrauschen und wehrte sich dagegen, in scheuer Angst.

Plötzlich stockte die Freude, und ein allgemeines Wehklagen hub an. Irgend jemand hatte die Nachricht gebracht, daß die Männer, die unweit des Klosters untergebracht waren, nicht heimbefördert würden, ja, daß man kein Abschiednehmen, kein letztes Lebewohl gestatte. Die Frauen, die eben noch lachten und geschäftig hin und her geeilt, standen weinend da. Die Kinder, die über die Strohsäcke getollt, umgaben betroffen ihre Mütter, ohne zu begreifen, welche Trauer so schnell dieses erste Lachen seit Monaten verscheucht. Nur die jungen Mädchen, die keinen Liebsten, keinen Freund, keinen Bruder und keinen Vater zurückließen, die alle ihre Lieben drüben wußten, dort drüben, wohin die Fahrt nun ging, sie behielten ein stilles Glück in den Augen.

Marcelle hatte nicht recht verstanden. Aber unwillkürlich dachte auch sie jetzt an ihren Mann. Sie dachte oft an ihn. Sie hatte nie mehr von ihm gehört und wußte nicht, was aus ihm geworden. Sie dachte ohne Liebe an ihn, mit einer wilden Bitterkeit. Sie machte ihn im stillen verantwortlich für alles Unheil, das ihr zugestoßen, und allen Jammer, den sie litt. Manchmal aber, und so auch jetzt, sah sie ihn irgendwo in einer Zelle, bleich und krank. Dann erfaßte sie Mitleid und Reue. Und sie weinte, daß sie ihm nicht gehorcht hatte, nicht mit ihm abgereist war, als es noch Zeit war. Aber bald faßte sie sich und lobte sich, daß sie stark genug gewesen, das Leid auf sich zu nehmen. Sie vergaß, daß sie nur aus Leichtsinn gehandelt, und

7*

glaubte ehrlich, aus festem Entschlusse Schmach und Elend auf sich genommen zu haben, um nicht das Vaterland zu verraten, indem sie zum Feinde überlief, das Vaterland, das sie nun selbst verriet, indem es sie zu den Feinden sperrte.

Die Frauen durften nicht lange ihrem Kummer nachgehen. Soldaten kamen in den Raum und riefen laut und ungeduldig: „En avant! En route!“ Die Frauen hoben bittend die Hände. Einige warfen sich auf den Boden und wollten nicht fort. Alle weinten, man möge sie hier lassen, bis ihre Männer auch fort dürften, zum großen Schrecken der Kinder und der jungen Mädchen. Aber rauh und roh befahl man ihnen, das Gejammer einzustellen und ohne Zögern auf dem Hofe anzutreten. In langem, traurigen Zuge verließen die Gefangenen die kahlen, traurigen Räume, in denen sie monatelang gelitten, gebangt und diese Stunde herbeigesehnt, und die sie nun am liebsten nicht verlassen hätten. Aber als sie nun im Hofe standen und die kühle, frische Winterluft ihre blassen abgehärmten Wangen umstrich und dann draußen vor dem Tore die Knaben und Greise des Männerlagers zu ihnen stießen, ihnen versteckte Briefchen von den zurückgebliebenen Männern und ausführliche mündliche Berichte und Grüße überbrachten, als sie nun, obgleich links und rechts von trotzigen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett begleitet, zum ersten Male seit langer Zeit den Hauch der Freiheit zu atmen vermeinten, da wich der Schmerz langsam von ihnen.

Die Hoffnung verankerte sich von neuem stark in die geprüften Herzen. Und nun lächelten auch die Frauen fast wieder, wenn auch anders als die Mädchen, und anders als die Schwangeren unter ihnen, die vor allem das Glück berauschte, die schwere Stunde in der Heimat zu erleben, und nun lachten auch die Kinder, alles reckte sich froh, trotz alledem und alledem, daß es zur Heimat ging.

Marcelle war stumm in ihrer Ecke geblieben. Sie wartete, daß man sie rief. Vom Fenster aus sah sie die Frauen auf die Landstraße treten. Und wartete immer noch. Keine Botschaft kam. Was bedeutete dies? Es hielt sie nicht mehr im Saale. Sie nahm ihr Bündel und ging langsam die alte Steintreppe hinunter, durch die langen Korridore zum Hof. An der Tür des Gebäudes blieb sie stehen und lehnte sich zitternd an die Wand und wartete.

Dort sah sie der Aufseher. Er schrie sie an: „Was machen Sie da? Wollen Sie mal schnell sorgen, daß Sie fortkommen! Die anderen Boches sind schon auf der Straße."

Marcelle fragte leise: „Hat man mich geholt?"

„Geholt? Geholt?" spöttelte der Kerl. „Geholt! — Geholt wie die anderen, nun man fix und schnell!" Und er faßte sie am Arm.

Marcelle verstand noch nicht: „Bringt man mich nach Paris?"

„Nom de Dieu! Was für 'ne Frechheit!" wie-

herte der los. „Paris! Nein, hört doch mal, Paris!" schrie er über den Hof den anderen Aufsehern zu, die herangeschlenkert kamen. „Da ist eine brave Boche, die will nach Paris. Bißchen rumspionieren, was? Frechheit."

Marcelle weitete die Augen. Sie zitterte am ganzen Leib.

„Wo soll ich denn hin?" flüsterte sie.

„Wo sie hin soll!" kreischte der andere. „Nee, Kinder, es ist zum Piepen. Nach Bocheland, mein Engel, da sollste hin. Würschte und Sauerkraut sollste wieder genießen. Freu dich doch, Herzchen. Aber nun man dalli, nicht? Vorwärts! Wir können nicht 'nen Extrazug für dich loslassen."

Marcelle sah die Kerle, die sie umgaben, starr an.

„Sie ist verrückt!" riefen diese. Marcelle sah die Henkersknechte an. Sie wollte etwas sagen. Sie wollte ungeheuer viel sagen und brachte doch kein Wort hervor. Sie sah die wilden Menschen an. Und hatte nur ein Gefühl: ‚Die drücken mir die Kehle zu. Ich habe keine Luft. Ich ersticke.' Und das war das erste, was sie endlich sagen konnte: „Luft! Luft!" und „Hilfe!"

„Sie ist wirklich verrückt," sagte einer der Aufseher. „Na, man schnell weg mit ihr." Und faßte sie wieder am Arm und wollte sie wegzerren, wenn auch sanfter als vorher. Denn sie war ja verrückt.

Bei der Berührung erwachte ihr Bewußtsein in furchtbarer Klarheit. Sie riß sich los, rannte in das

Haus und schrie: „Ich will nicht! Ich will nicht! Ich will hier bleiben!“ Sie rannte die Treppen hinauf, durch die Korridore, durch die großen kahlen Räume, in den finsteren Schlafsaal, der nun ganz leer war, und stolperte und flog über die Strohsäcke, hin in ihre Ecke und kauerte sich nieder auf ihren Platz und schrie und weinte: „Ich will hier bleiben!“

Die Wärter holten den Kommandanten des Lagers. Der trat wütend und klirrend vor sie hin und fuhr sie an. „Auf! Schnell! Keine Geschichten machen! Die anderen warten!“

Da kroch Marcelle aus ihrer Ecke hervor und kniete vor ihm nieder, als wenn er der liebe Gott selbst wäre, und sprach zu ihm ein inbrünstiges Gebet, ein Gebet aus Tränen und Schreien und innigen Worten:

„Ich bin Französin, Herr. Ich bin aus diesem Lande. Ich hasse die Deutschen. Ich hasse sie mehr als ihr. Ich will nicht mit ihnen. Ich will nicht in ihr Land. Ich will nach Hause. Und mein zu Hause ist Frankreich. Und wenn ich nicht zu Vater darf, der sich grämt um mich, so laßt mich hier bleiben. Ich will nicht murren und nicht klagen. Ich will scheuern und waschen und arbeiten wie zehn. Ich will alles tun, was man von mir verlangt. Lassen Sie mich hier, Herr. Lassen Sie mich hier bleiben.“

Der Kommandant sagte: „Sie sind Deutsche. Wir haben strengen Befehl. Ihre französische Abstammnung macht Sie doppelt verdächtig. Übrigens geht diese ganze Sache nicht von uns aus. Ihr Vaterland wollte

den Gefangenenaustausch. Ihr Deutschland verlangt seine Untertanen. Sie gehören dazu. Es ist nichts zu machen. Stehen Sie auf und schnell."

Marcelle stand auf. Sie sah den Herrn schweigend an. Dann, über und über rot, sprach sie leise: „Mein Herr, ich bin schwanger. Ich wollte einen Franzosen zur Welt bringen. Sie werden nicht wollen, daß mein Kind drüben ...", und sie machte eine Handbewegung, in der Ekel und Abscheu zitterte.

„Ihre Privatgeschichten gehen mich nichts an. Und wenn wir uns darum kümmerten, so wäre das ein Grund mehr, Sie fortzuschaffen. Die Sache ist erledigt. Es tut mir leid. Aber ich habe meine Instruktionen."

„Mein Herr, lassen Sie mich noch einige Stunden ... noch einen Tag hier. Telegraphieren Sie bitte an meinen Vater. Er wohnt in Paris. Er ist Franzose. Er wird ..."

„Es gibt keine Ausnahmen, Madame," sagte der Kommandant. „Sie sind nicht die einzige, der es so geht. Ihre Landsleute erwarten Sie. Man ist ungeduldig darauf, mit Ihnen die Reise anzutreten. Also vorwärts!"

Marcelle sank zusammen. Sie weinte leise. Sie wartete noch einen Augenblick auf ein mildes Wort des Mitleids. Der Mann schwieg. Da stand sie auf, ergriff zum zweiten Male ihr Bündel und wankte hinaus und hinunter. Die Wärter folgten ihr. Der Kommandant ging ein paar Stufen mit. Dann, als

er sah, daß die Gefangene sich fügte, machte er kehrt, rief ein ironisches „Gute Heimkehr" und verschwand.

Marcelle durchquerte den Hof. Sie war wie betrunken. An der großen Pforte wurde sie zwei Soldaten übergeben. Die brummten und schimpften, daß sie den anderen nach mußten. Sie nahmen die Frau in die Mitte und drohten: „Vorwärts, Boche, sonst setzt es was." Marcelle hörte nicht, was sie sagten. Taub, blind, stumm hastete sie vorwärts. Am Bahnhof holte sie den Trupp der Gefangenen ein. Die waren erstaunt, die Französin zu sehen. Sie schüttelten den Kopf und maßen sie mißtrauisch. Sie wurde in den Haufen hineingestoßen. Die beiden Soldaten kehrten um, und bald fuhr der Zug ein.

Marcelle sprach während der ganzen Fahrt kein Wort. Sie nahm fast keine Nahrung zu sich. Sie hockte in einer Ecke, die man ihr bereitwillig eingeräumt hatte, und sah mit fiebernden Augen hinaus in die Landschaft, die vorbeiflog. Ein Stück Frankreich nach dem anderen, das sie verlor. Fünf Tage hockte sie also. Bis der Zug sich der schweizerischen Grenze näherte.

Da wurde sie lebendig. Sie sprang auf und wanderte im Wagen hin und her. Sie zählte die Stationen, die sie noch in Frankreich weilen durfte. Sie faßte die wahnsinnigsten und verbrecherischsten Hoffnungen. Sie träumte, daß der Zug entgleiste und sie nicht weiterbefördert werden könnte. Sie träumte, daß die Brücke zerschmetterte und sie alle in die Tiefe

sanken. Sie träumte, daß ein gewaltiges deutsches Heer sich plötzlich aus dem Elsaß hinunterschob an der schweizerisch-französischen Grenze entlang und jeden Ausgang unmöglich mache. Mit tollen Augen suchte sie die Notbremse. Sie sagte sich: „Ich ziehe sie. Dann hält der Zug. Und wir bleiben stehen, und ich bleibe hier.“ Dann erwachte sie aus dem Wahnwitz. Und sah, daß alles verloren war.

Nun gebärdete sie sich wie eine Wilde.

Als der Zug zum letzten Male auf französischem Boden hielt, in Bellegarde, wollte sie aussteigen. Man stieß sie mit groben Schmähworten zurück. Als er weiterfuhr, wollte sie sich aus dem Fenster stürzen. Die Gefährten ergriffen sie schnell. Da brach sie zum ersten Male seit all den Monaten gegen die Ahnungslosen aus. In einem Schwall wilder französischer Worte warf sie ihnen ihre Verachtung und ihre Wut ins Gesicht. Die anderen verstanden sie und schwiegen. Und so saß sie denn ohnmächtig inmitten ihrer Landsleute, den einzigen Menschen, für die sie noch die Französin war, als der Zug schnell und leicht, gleichgültig und selbstverständlich über die Grenze rollte.

Sie hatte Frankreich verlassen.

In Genf machte sie verzweifelte Versuche, die Erlaubnis zum Aufenthalt in der Schweiz zu erhalten. Das ging nicht an. Beim Bad, beim Neukleiden, beim Speisen, all den Genüssen der neuen Freiheit, mit der die hilfsbereiten Schweizer die armen Flüchtlinge liebe-

voll umgaben, versuchte sie der Truppe zu entfliehen, um in der Schweiz zu bleiben, oder zu Fuß, heimlich, nächtlings zurückzuwandern nach Frankreich, sollte sie auch unter der Kugel der französischen Grenzsoldaten zusammenbrechen. Es half nichts. Sie mußte in den Zug nach Deutschland steigen und durchfuhr nun stumm und jetzt tränenlos, brütend, zerfallen, das schneeige Land, derweil ihre Gefährten im Gefühle der sicheren Freiheit staunten, lachten, scherzten und sich in die deutschen Zeitungen verbohrten und hell aufjauchzten bei all den unbekannten Siegen, all den neuen, ungeahnten frohen Botschaften, die aus den großen Druckbogen in ihre verkümmerten, zu Tode geängstigten Seelen hineinrauschten.

Marcelle saß stumm und tränenlos, als der Zug über die deutsche Grenze rollte. Um sie herum erhob sich ein Winken und Jubeln und Freuen. Ein gewaltiger Sang schwoll zum Himmel empor. All diese blassen Frauen, die müden Greise, die verschüchterten Kinder, die kein eigenes Stück Wäsche am Leibe hatten, die seit einer Ewigkeit kein Bett gesehen, die gelebt als Ausgesetzte und Ausgestoßene, alle standen sie aufrecht da, mit funkelnden Augen, gedrängt an den offenen Fenstern, und sangen, sangen mit einer Stimme, die neu klang und ungebraucht, einer Stimme, die sie eigens für diesen Gesang aus der verstecktesten Tiefe ihrer Brust herauszuholen schienen, laut und feurig, donnernd und brausend, heilig und fromm: „Deutschland, Deutschland über alles.“ An den

Bahnböschungen längs der Fahrt standen die Leute, Bauern, Arbeiter, Beamte, und winkten hinauf und funkelten vor Glück und Stolz wie jene. Und sangen mit. Ganz Deutschland sang um den Zug herum, in einem gewaltigen, herrlichen Choral, mit Inbrunst und Leidenschaft, mit Würde und Kraft. Eingehüllt in den brausenden Gesang fuhr der Zug hinein in das deutsche Land.

Marcelle war stumm und tränenlos. Die Gefährten behandelten sie jetzt, da sie sich in der Heimat wußten und jene als Gast betrachteten, dem man Aufmerksamkeit erweisen und Liebe schenken muß, noch zutraulicher und hilfsbereiter. Aber Marcelle war stumm. Blieb stumm, als sie in Singen an der gastlichen Tafel saß, an der sie nichts berührte, stumm als der frühere Konsul des Reiches in Paris und die Abgesandten der Regierung sie, wie die anderen, mit herzlichen Worten begrüßten. Stumm und tränenlos. Sie sah alle diese fremden, gutmütigen Menschen an, ohne sie zu sehen. Ihr Blick glitt über die neuen Uniformen, ohne sich zu verwundern. Alles in ihr war gebrochen. Kein gutes und treues Wort vermochte sie zu wecken. Sie war gefangen. Erst jetzt fühlte sie sich gefangen.

* *

*

Nun lebt Marcelle in einem kleinen Städtchen am Rhein. Nachdem die deutschen Behörden sie zuerst

unterstützt hatten, gelang es, ihr aus Frankreich von ihrem Vater reichliche Summen für ihren Lebensunterhalt zu beschaffen. Man hatte sie mit ihren deutschen Verwandten in Verbindung gesetzt. Eine alte Tante ihres Mannes war sofort aus Lübeck nach Singen gekommen und wollte sie durchaus in ihr Haus nehmen. Marcelle hatte höflich abgelehnt. Sie wollte alleine bleiben.

Sie wohnt in einer kleinen Familienpension. Dort verkehrt sie mit niemand. Sie läßt sich das Essen ins Zimmer bringen. Sie hat sich einige französische Bücher besorgt. Mademoiselle de la Seiglière, Athalie, den Cid, Schulbücher, die der Buchhändler gerade da hatte. Die liest sie von morgens bis abends. Sie wandelt wie eine Nachtwandlerin unter den Menschen, deren Sprache sie nicht versteht, die ihr achtungsvoll begegnen, und die sie nie lieben wird. Sie denkt nicht daran, Deutsch zu lernen. Sie hat sich auf den Rat der Behörde eine kleine schwarz-weiß-rote Fahne gekauft, und sie, um Aufmerksamkeit und Mißverständnisse zu vermeiden, nach langen inneren Kämpfen an die Brust gesteckt. Sie geht abends oft zum Rhein hinunter und träumt dann tolle französische Träume. Beim Rückweg bleibt sie vor den neu angeschlagenen Extrablättern stehen. Sie vermag die Niederlagen ihrer Heimat nicht zu lesen. Sie sieht nur auf die Gesichter der Leute vor den Blättern. Und in den befriedigten, frohen Augen liest sie die ganzen Telegramme. Und schleicht sich dann noch müder ins Haus.

So lebt sie dahin, während die beiden Völker aufeinanderschlagen. Sie weiß nichts von ihrem Manne. Weiß nicht, ob er in irgendeinem Kerker wahnsinnig wird, ob er längst als Spion erschossen ward. Sie sieht freudlos dem Tag entgegen, an dem sie das deutsche Kind zur Welt bringen wird. Stumm und tränenlos geht sie einher in dem fremden Vaterlande, im Herzen die heiße Sehnsucht nach der Heimat, die sie verstieß und die nun daniederliegt unter den Hufen des siegreichen Heeres, dessen Farben sie am Busen trägt.

* *

*

Das ist die Geschichte der Marcelle Knollenbeck, geb. Levallois, die just einen Monat lang Deutsche war und es nicht wußte, als Frankreich, ihr Vaterland, sie marterte und vertrieb.

Das Schicksal der armen kleinen Boche-Frau hat mich ordentlich erwärmt, und ich bin traurig geworden mit ihr. Das kommt davon, daß ich eben auch ein Boche bin. Wäre ich ein französischer Mann der Feder, weiß Gott, ich hätt' mich nicht zu der Sentimentalität hinreißen lassen. Dann hätte ich gesagt: Warum die Sache so einseitig betrachten? Man muß die Sache zweiseitig betrachten! Die eine Seite heißt: „Eine Boche-Frau, eine richtige Boche-Frau, wurde von den französischen Patrioten gefangen gesetzt, wie sie es verdiente, und dann aus lauter Großmut und Gnade

freigelassen und heimgeschickt. Voilà." Und die andere Seite heißt: „Eine Vollblutfranzösin, jawohl, noch dazu in gesegneten Umständen, wird gegen alles Völkerrecht in Deutschland von den Barbaren festgehalten, annektiert und germanisiert. Voilà." Das würde ich sagen. Und ich würde hinzufügen: Man muß die Dinge nicht durcheinanderwerfen wie ein Barbar. Etwas mehr lateinische Klarheit, Ordnung und Harmonie. Dann sieht alles ganz anders aus.

Aber ein Boche wird das nie begreifen...

Langens Kriegsbücher

Geschichten aus Deutschlands Kämpfen 1914

Bisher sind erschienen:

Erstes Bändchen:

Lena Christ: Unsere Bayern anno 14, 1. Teil

Zweites Bändchen:

Eberhard Buchner: Kriegshumor, 1. Teil

Viertes Bändchen:

Adolph Köster: Der Tod in Flandern

Fünftes Bändchen:

Ludwig Thoma: Der erste August

Sechstes Bändchen:

Alexander Castell: Der Kriegspilot

Siebentes Bändchen:

Lena Christ: Unsere Bayern anno 14, 2. Teil

Achtes Bändchen:

Arnold Ulitz: Die vergessene Wohnung

Neuntes Bändchen:

Max Beer: „Boches . . .!“

Demnächst erscheinen:

Zehntes Bändchen:

Eberhard Buchner: Kriegshumor, 2. Teil

Elftes Bändchen:

Katarina Botsky: Ostpreußens Feuerzeit

Jedes Bändchen geheftet 1 Mark, in Pappband 1 Mark 50 Pf.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim
Buchbinderarbeit von E. A. Enders, Leipzig